Schütz

Die Gründung von Pfalzdorf,

nach

urkundlichen Quellen

und mündlicher Ueberlieferung

frei erzählt

von

O. von Schütz,

Pfarrer zu Moyland.

In Commission der Verlagsbuchhandlung von Langewiesche
in Barmen.

Cleve, 1863.
Druck der Koch'schen Buchdruckerei (W. Albouts).

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter, welche über die interessante Erscheinung Pfälzischer Colonieen in dem an der Niederländischen Grenze gelegenen Kreise Cleve näheren Aufschluß geben wollen, wurden im vergangenen Sommer auf Veranlassung des Herrn Reisepredigers Meieringh für dessen „evangelisches Jahrbuch" geschrieben, in welchem sie abschnittweise nach und nach erscheinen sollten. Die Nachricht von dem plötzlichen Eingehen des „Jahrbuches" traf den Verfasser erst, als seine Arbeit bereits fertig war.

Seitdem lag das Manuscript im Papierkorbe, und würde schwerlich jemals zum Drucke gekommen sein. Denn was in einer volksthümlichen periodischen Zeitschrift sich zu präsentiren vielleicht ein Recht gehabt hätte, ist deshalb noch nicht befugt und fähig, auf eigenen Füßen in die Welt hinauszuwandern, und was für die

Nahestehenden möglicher Weise auch bis in seine kleinen Einzelnheiten von Interesse gewesen wäre, darf deshalb noch nicht auf Beachtung und Theilnahme in weiteren Kreisen rechnen.

Doch ein lieber Freund und Bruder, welcher unlängst das dem Untergange bereits geweihte Manuscript zufällig in die Hände bekam, und von dem darin behandelten Gegenstande sich lebhaft angezogen fühlte, drang auf dessen Veröffentlichung, und die dem Verfasser von etlichen seiner lieben Pfälzer ausgesprochene Bitte (er hatte ihnen eigentlich schon vor 15 Jahren ein solches Buch versprochen) that das Uebrige. Der Entschluß jedoch, das Manuscript nunmehr blos für die Betheiligten drucken zu lassen, scheiterte schließlich an dem Kostenpunkte, und wider seinen Wunsch und Willen sah sich der Verfasser auf den Weg des Buchhandels gedrängt.

So möge denn auf diesem Wege das Büchlein in Gottes Namen noch nachträglich sich in die Welt hinauswagen, ohne daß ihm deshalb vorher sein schlichtes Kleidchen verändert würde. Für die gelehrten Leute ist's ohnehin nicht geschrieben; ihnen dürfte schon der Stoff selbst zu geringfügig sein, und die novellistische Zuthat vollends den Werth der auch für den Kirchen- oder Kulturhistoriker interessanteren Notizen in Frage stellen. Wenn nur das Büchlein den Pfälzer Lesern genügt,

denen es die Geschichte ihrer Väter zur Lehre und Erbauung vorhalten will, und wenn's dann etwa noch etliche andere anspruchslose Leute befriedigt, die dem Walten Gottes auch in dem Kleinen und Geringfügigen gern lauschen, so ist der Verfasser hinlänglich entschädigt sowohl für die Mühe eines sorgfältigen Quellenstudium's, als für die nicht immer ganz leichte Entfernung des trockenen Actenstaubes von den zu erzählenden Thatsachen.

Moyland, im Februar 1863.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

1. Land und Leute.

Ein Kapitel nur für fremde Leser.

Solltest Du, lieber Leser, gelegentlich einmal den Rhein herab nach Holland fahren, so versäume doch nicht eine Meile unterhalb Rees und oberhalb Emmerich links über die wiesenreiche Clever Niederung hinweg nach der Hochebene zu schauen, welche etwa zwei Stunden landeinwärts dem Strome dort parallel läuft. Du wirst dann schon vom Dampfschiffe aus einen schlanken stattlichen Kirchthurm erblicken, den Du vor etlichen Jahren vergeblich gesucht hättest, jetzt aber sicherlich mit einigem Interesse betrachten wirst. Denn dieser so weit in's Land hinausschauende Thurm gehört zur Elisabethkirche von Louisendorf, welche der allbekannte Kettenbund gestiftet hat. Die Elisabeth aber, deren Namen die Kirche trägt, ist unsere geliebte Königin-Wittwe, und die Louise, nach welcher das Kirchspiel sich nennt, ist keine Geringere, als die unvergeßliche Königin Louise von Preußen. Louisendorf selbst verdankt seine Gründung lediglich der Huld des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III., und ist eine Tochter-Colonie des noch etwas weiter nach Südwest gelegenen Pfalzdorf; die Leute aber, welche die eine wie die andere Ortschaft bewohnen, sind die Nachkommen frommer evangelischer

Exulanten, denen einst Friedrich der Große im Clever Lande eine neue Heimath geschenkt hat. Ihre Zahl und Bedeutung in hiesiger Gegend steigt mit jedem Jahre, und schon Mancher hat mit Theilnahme etliche Züge aus der Geschichte dieser interessanten Emigranten-Colonieen vernommen.

Da dieselbe auswärts noch völlig unbekannt, überhaupt auch noch von Niemandem beschrieben und doch der Name dieser Colonieen neuerdings in weitesten Kreisen vielfach genannt worden ist, so hat sich wiederholt der Wunsch geäußert, daß irgend ein Kundiger es übernehmen möge, durch eine eingehende lebensvolle Darstellung die mancherlei interessanten Thatsachen, von denen bis jetzt nur die Betheiligten selber wissen, zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, und auch dasjenige, was sogar den Colonisten unbekannt nur in vergilbten und bald vermodernden Actenstücken ruhet, der Vergessenheit zu entreißen. Ob nun aber wirklich das, was uns Bewohner des Clever Landes lebhaft interessirt, auch die Theilnahme fremder Leser werde fesseln können, bleibt doch noch fraglich. Wir möchten deshalb den Letzteren rathen, sich vorab die Leute selbst, um deren Vergangenheit es sich handelt, ein wenig aus der Ferne anzusehen.

Der Fremde, welcher an einem Markttage — namentlich wenn's ein Flachsmarkt ist — nach Calcar, Goch oder Cleve kommt, könnte mitunter auf Augenblicke vergessen, daß er sich hier nahe an der Niederländischen Grenze befindet. Denn es begegnen ihm überall auf den Märkten und Straßen Leute, deren Sprache und ganzes Wesen ihn unmittelbar an das Oberland erinnert. Mit unwillkürlichem Interesse schaut er jenen kräftigen

und meist stattlichen Männern nach, welche trotz blauen Kittels in Gang und Haltung großentheils den gewesenen Gardisten verrathen; mit Wohlgefallen betrachtet er diese frischen und durchgehends hübschen, an ihrer eigenthümlichen Bauernmütze schon von fern erkennbaren Frauen und Mädchen; er kann nicht umhin, mit dem ersten besten dieser Leute ein Gespräch anzuknüpfen. Während er nun sonst Mühe hat, die Antwort eines ächten Clever Volkskindes zu verstehen, auch in der Regel erst durch ein vorheriges „Wablif?" oder „Walle?" sich zur Wiederholung seiner Frage genöthigt sieht, — denn die Volkssprache ist hier mehr ein Holländisches als Deutsches Patois — fällt es dagegen dem Frager sogleich angenehm auf, daß er diesmal in geläufigem nur etwas oberländisch accentuirtem Hochdeutsch Antwort erhält; der Inhalt der Antworten aber zeigt ihm sehr bald, daß er es mit Leuten von angeborenem Mutterwitze zu thun habe. Folgt er ihnen bis zu ihrer Herberge und schaut hinein in die vollgepfropfte Stube, so hat er hier freilich Mühe, die lebhaft geführte Unterhaltung, bei welcher von allen Seiten sehr laut durcheinander gesprochen wird, noch zu verstehen; denn im gegenseitigen Verkehre bedienen sich diese Leute nur ihres eigenthümlichen Pfälzer Dialektes, welcher, da sie aus den verschiedensten Gegenden der Pfalz stammen, gewissermaßen eine Mischung aller Pfälzer Mundarten mit einem geringen obwohl kaum merkbaren Zusatze des Clever Idiomes ist.

Eine solche Pfälzer Herberge hat vielleicht für den, welcher an allzu zarten Nerven leidet, oder außerhalb der fein duftenden Salonluft sich schon unbehaglich fühlt,

im ersten Augenblicke wenig Anziehendes. Denn die da drinnen sitzen, und sich so gut zu amüsiren scheinen, sind allerdings keine Herren Oekonomen, und haschen nicht nach dem Scheine vornehmer Manieren, sondern es sind noch Bauersleute von ächtem Schrot und Korn, die sich ihres blauen Kittels so wenig als ihres ehrenwerthen Standes und Berufes schämen; aber bei aller urwüchsigen Derbheit haben sie doch meist ein höchst gefälliges, ja fast einschmeichelndes Wesen, und besitzen fast ohne Ausnahme einen angeborenen Anstand, der sie befähigt, auch mit vornehmen Leuten sich gar hübsch und ungezwungen zu unterhalten. Werden doch wohl eben deshalb ihre jungen Leute so gern für die Garde ausgewählt, und ist doch allezeit bei den Regimentern, in denen Pfälzer dienen, zuerst immer nach ihnen gefragt worden, wenn Offiziere sich einen recht anständigen und anstelligen Burschen zu suchen wünschten. Daß sie aber als junge Leute, so lange sie draußen in der Welt waren, ihre Augen offen gehabt und sich mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt haben, das wird der Fremde sogleich merken, wenn er sie auch nur bei ihren allwöchentlichen Zusammenkünften in der Stadt ein wenig beobachtet. Was sie da auch gerade verhandeln mögen — sei es, daß sie durch irgend eine politische Neuigkeit angeregt ihrem patriotischen, für den König gar warm schlagenden Herzen in ihrer Weise Luft machen, sei es, daß sie über Kirchen- und Schul-Angelegenheiten reden, die ihr lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen, sei es, daß sie die Neuigkeiten aus dem eigenen Dorfe, an welchen niemals Mangel ist, einander austauschen, und mit ernsten oder scherzhaften und pikanten ja zuweilen auch

wohl argwöhnischen Bemerkungen begleiten, sei es, daß sie den möglichen Nutzen oder Schaden irgend welcher neuen landwirthschaftlichen Erfindung oder Einrichtung vor deren wirklicher Einführung (natürlicher Weise erst nachdem Andere sie versucht oder sich die Finger daran verbrannt haben) vorsichtig von allen Seiten untersuchen und besprechen, oder sei es auch nur, daß sie über Wetter, Ernte, Marktpreise, Viehhandel, vacante Höfe und was sonst einem Bauersmann an's Herz gehet, sich unterhalten — in allen ihren Unterredungen offenbaret sich nicht nur ein gesundes Urtheil, sondern auch viel Intelligenz und namentlich eine starke Dosis neckischen Witzes, wobei es denn auch niemals an Lachern fehlt.

Zu letzteren gehören namentlich gern ihre Frauen und Mädchen, welche wenigstens an denjenigen Tagen, wo die Butter zu Markte getragen wird, reichlich in der Gesellschaft vertreten sind. Trotzdem aber, daß unter diesen sich auffallend viele Schönheiten finden, muß sich doch der Leser keine feinen, schlank geschnürten Damen darunter vorstellen, wie etwa die reichen Bauerstöchter aus der Clever Niederung, deren durchaus städtische Kleidung die ländliche Abkunft und Beschäftigung völlig verbirgt (vorausgesetzt daß sie Handschuhe an haben) — sondern er findet hier noch wirkliche Bauerndirnen, prächtige, frische Mädel und Frauen in ihrem Sonntagsstaate, reinlich und schmuck aber ganz standesgemäß gekleidet, und eben hierin ihren Ehrgeiz suchend, dabei aber dennoch in ihrer Weise der weiblichen Gefallsucht huldigend. Denn ob zwar daheim, wenn sie „schaffen", namentlich bei der heißen Sommerarbeit auf den Feldern, ihr Costüme (der Hemdrock) ein sehr primitives und nur auf

Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit berechnetes ist, so lieben sie es doch für den sonntäglichen Kirchgang, oder für den Besuch in der Stadt sich schönstens aufzuputzen, und wissen z. B. den Umfang, nach welchem nun einmal heut zu Tage alle Evatöchter streben, ohne die gefährliche Crinoline blos durch eine Unzahl von zweckdienlich gebundenen Unterröcken herzustellen. Ja sogar einen gewissen Luxus treiben sie, nicht blos mit Schmucksachen von gediegenem Golde, sondern auch mit ihren vaterländisch großen, am liebsten mit ächten Spitzen besetzten Tüllmützen, denen eine steife, man könnte meinen wattirte — oder gar gepolsterte? — Untermütze von Kattun oder Merino (die tägliche Tracht daheim) ihr großmächtiges Façon erhält. Wie's die klugen Dinger eigentlich anfangen, dem zähen Alten das Geld, das dieser nationale Luxus kostet, abzuschwatzen, kommt natürlich nicht unter die Leute; aber klug und pfiffig müssen sie jedenfalls sein, und auch zur rechten Zeit ein wenig zu schmeicheln verstehen, sonst würd's ihnen schwerlich gelingen. Uebrigens aber sind sie ziemlich fröhliche Naturkinder ohne alle Zimperlichkeit und Verschrobenheit, zuweilen etwas ungenirt und überlaut, aber niemals die Grenze eines natürlichen Anstandes überschreitend. So frei sie auch mitunter im Umgange mit den strammen und kecken Burschen ihres Stammes erscheinen — und in der Regel schon gleich nach der Confirmation sich einen Schatz zulegen, der vielleicht später sogar wieder abgedankt und mit einem anderen vertauscht wird, ja so wahrscheinlich es ist, daß, wie die Fama sagt, die oberländische Sitte des Fenstern's sich hier und da noch bis heute erhalten habe — es wäre doch keinem städtischen Stutzer zu ra=

then, sich deshalb die geringste ungebührliche Freiheit gegen sie zu erlauben, oder er würde gar bald eine unangenehme Bekanntschaft mit den jungfräulichen Händen machen, welche den Flegel (natürlich den Dreschflegel) kunstgerecht zu behandeln verstehen.

Daß aber die Pfälzer Mädchen und Frauen noch recht mäßig sind in ihren Ansprüchen auf die höfliche und zarte Rücksichtnahme, welche dem schönen Geschlechte gebühret, davon, lieber Leser, kannst Du Dich durch einen einzigen Blick in das Gastzimmer der Herberge überzeugen. Denn die Luft ist dort blau und ihr Duft verräth, daß unter den vielen Rauchern mancher ganz ungenirt, ohne daß deshalb ein Mädchen die Nase rümpfte, sein selbstgezogenes Pfälzerblatt rauchet, welches ihm irgend ein Cigarrendreher-Lehrling im Taglohn — à 5 Sgr. täglich — zu Tabak oder Cigarren hat verwandeln müssen; auch schmücket nicht die Bordeaux- oder Champagner-Flasche den Tisch, wie in den vornehmen Wirthshäusern der reichen Marktleute aus der Niederung, sondern in buntem Durcheinander stehen die Kaffetassen, Biergläser und auch wohl kleine Schnapsgläschen, an denen sogar die Mädchen, wenn's gerade ihr Schatz ihnen zutrinket, zu nippen nicht zu blöde sind; ja man sieht auch keine Aengstlichkeit an ihnen, wenn etwa ja einmal die Unterhaltung um sie her ein wenig in's Wilde ausartet, und von Gesticulationen begleitet wird, vor denen die Tassen und Gläser auf dem Tisch' erzittern.

Drum genire auch Du Dich nicht, geneigter Leser, sondern tritt getrost näher; wirst schon bald gewahr werden, daß alle diese Leute gegen den Fremden eine angeborene Höflichkeit haben, und sich gern liebenswürdig

machen. Merken sie nur erst, daß Du Dich für sie interessirst, oder kannst Du Dich vollends als ihren Glaubensgenossen ihnen kund geben — was jedoch nicht einmal nothwendig ist, — so wird schnell zusammengerückt und Platz für Dich gemacht. Verstehst Du es dann einigermaßen, den richtigen Ton anzuschlagen und durch gemüthliches Fragen sie ein wenig auszuholen, so wirst Du leicht aus ihrem Munde manch' interessante Mittheilung erhalten; denn redselig sind sie alle miteinander.

Aber es dauert nicht lange, so stehet die Bäuerin auf und mahnet, daß sie „häm" müssen. Denn die Geschäfte in der Stadt sind schon vorher besorgt worden, und von müßigem oder gar kostspieligem Verweilen im Wirthshause sind unsere Pfälzer, was wirklich hier zu Lande als characteristisch gelten kann, durchaus keine Freunde; der Arbeit daheim ist zu viel, als daß sie nicht baldmöglichst wieder nach Hause eilten, auch wartet zu Hause das Essen, welches den Marktleuten zurückgestellt zu werden pflegt, während die reichen Bauern aus der Niederung an allen Markttagen in ihren Hotels zwei Stunden und länger an der table d'hôte speisen, ja von Zeit zu Zeit nach Tische sogar ihren besonderen bal paré in der Stadt haben, wo's gar fein und hoch hergehet, und ein Städter ihnen schwerlich Concurrenz machen könnte. Von solcher Höhe der Bildung ist der Pfälzer allerdings noch sehr fern, wird auch wohl niemals darnach streben, denn er ist mit Kindern reich gesegnet, — er hat deren manchmal über ein Dutzend — die alle wieder dereinst einen Hof besitzen oder wenigstens pachten möchten. Das aber erfordert viel Geld, obschon der Vater nur einen kleinen Theil der Kaufsumme zu

zahlen braucht, der größere Rest aber als Hypothekarschuld stehen bleibt, um die Thatkraft und den Eifer des Sohnes anzuspornen, der ihn selber allmählich abzutragen als Ehrensache und Lebensaufgabe betrachtet. So fängt denn jeder junge Haushalt mit einer oft sehr großen Schuldenlast an, die aber jährlich kleiner wird, oder mit einem sehr kleinen Bauernhofe, der aber im Laufe der Jahre durch gelegentlichen Landkauf immer größer wird, bis späterhin bei der Theilung unter die Kinder das Lied von vorne beginnt. Kein Wunder darum, daß der Pfälzer sich Zeitlebens einer fast übertriebenen Sparsamkeit befleißigt, daß er jede irgend vermeidliche Ausgabe gern vermeidet, und jeden Groschen, ehe er ihn ausgibt, dreimal herumdreht und besieht. Zwar beschränkt er deshalb seine Ausgaben nicht auf die leiblichen Bedürfnisse, sondern hat trotz aller Sparsamkeit löblicher Weise auch für geistige Nahrung etwas übrig: aber wenn er z. B. sich irgend eine kleine Zeitung oder eine landwirthschaftliche oder kirchliche Zeitschrift hält, wenn er in einer guten und christlichen Lesebibliothek sich abonnirt, oder wirklich sogar ein interessantes Buch anschafft, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, daß zwar nur Einer den Namen dazu gibt, aber in der Regel ihrer Mehrere dahinterstecken, die das Geschäft auf gemeinschaftliche Kosten treiben, also daß jeder Einzelne den ganzen Genuß für einen Bruchtheil der Kosten hat.

Ob der Pfälzer deshalb wirklich, wie die böse Welt munkelt, ein Knickerer oder Geizhals sein sollte? Wenigstens die zuvorkommende Gastlichkeit, welche allen Pfälzern eigen ist, als hätte die ihren Vätern hier im Lande

einst widerfahrene Gastfreundschaft ihren Charakter für immer gestempelt, spricht gegen diesen Verdacht; und wer mit ihnen längere Zeit verkehrte und manchmal vielleicht über ihre Knickerei sich ärgerte, wird doch allzeit gefunden haben, daß wo es ihre Ehre, oder einen guten, heilsamen Zweck galt, die meisten niemals knauserig, dagegen oft recht splendid waren, namentlich wenn man's ein wenig verstand, sie von der richtigen Seite anzupacken. Daß sie aber allerdings für gewöhnlich etwas knauserig erscheinen, daß sogar der wohlhabendste Bauer unter ihnen, und bekleidete er das Ehrenamt eines Ortsvorstehers, im täglichen Leben weder was Kleidung und Kost, noch was die sauere Arbeit betrifft, von seinem geringsten Knechte sich viel unterscheidet,*) daß er, so lange er sich noch zu rühren vermag, nur um einen Knecht zu ersparen, lieber selbst dessen Dienste verrichtet, ja zu gleichem Zwecke sogar die jugendlichen Kräfte seiner Kinder schon gern benutzet, oft während diese noch im schulpflichtigen Alter stehen — das erklärt sich am Ende zur Genüge schon aus der Geschichte unserer Pfälzer, welche auf die Entwicklung ihres Characters einen unvermeidlichen Einfluß geübt hat,**) das kommt ihnen aber auch bei der Mission, welche ihnen die Vorsehung

*) Der vorige Bürgermeister von Pfalzdorf, Herr Hauptmann Then-Berg, gibt ihnen in dieser Beziehung gelegentlich das folgende Zeugniß: „Der Pfälzer arbeitet bei geringer Kost von „früh bis spät mit größter Anstrengung; keine Mühe ist ihm „zur Verbesserung seiner Lage zu groß" u. s. w.

**) Noch von den ersten Emigranten her hat sich die für den saueren Kampf mit einem ursprünglich kalten und widerspänstigen Boden sehr bezeichnende Redensart erhalten: „so oder so viel Malter erobern" (statt: „ernten").

offenbar zugewiesen hat, trefflich zu statten, da sie eben nur vermöge ihrer ungewöhnlichen Sparsamkeit und Arbeitsamkeit im Stande sind, ihre zahlreichen Kinder dem Bauernstande zu erhalten, bei allen öffentlichen Landverpachtungen und Verkäufen dem eingebornen Clever Landmann eine gefährliche Concurrenz zu machen, sogar die unfruchtbarsten und verkommensten Bodenflächen, vor denen jeder Andere zurückschreckt, frisch und mit gutem Erfolg in Angriff zu nehmen,*) und also immer weiter durch das Clever Land sich auszubreiten, in welchem heut zu Tage kaum eine einzige Gemeinde ohne etliche Pfälzer darin zu finden sein dürfte. Wo aber ein Pfälzer hinkommt, da gewinnt in ihm die protestantische Gemeinde sofort ein eifriges Mitglied. Denn daß sie von Emigranten abstammen, die um des evangelischen Bekenntnisses willen Alles aufzuopfern den Muth hatten, das ist und bleibet ihnen Allen so unauslöschlich eingeprägt, daß sogar der Mammon, der doch leicht erklärlicher Weise einem Pfälzer Herzen so lockend ist, ihren protestantischen Sinn nicht hat ersticken können, und z. B. gemischte Ehen, welche sonst im Clever Lande etwas so Gewöhnliches sind, und den Pfälzern ihre Existenz hieselbst wesentlich erleichtern würden, doch fast niemals bei ihnen vorkommen.

Nachdem der geneigte Leser dies alles weiß, wird es ihn nicht wundern, daß die schmucke Bäuerin, deren

---

*) Die großen Gutsbesitzer im Clevischen kennen sehr gut das einfachste Mittel, einem verkommenen, oder etwa durch Ueberschwemmung versandeten Hofe wieder aufzuhelfen: „man muß nur einen Pfälzer darauf setzen".

Bekanntschaft er so eben in der Herberge machte, noch mitten in der besten Unterhaltung schon wieder zum Aufbruche mahnt, und auch bei ihrem Mann auf keinen Widerspruch stößt; vielmehr erhebet sich Letzterer alsbald, und spannt seine Hufkarre an — die gewöhnliche Arbeitskarre, welche für den Markttag mit grünangestrichenen Seitenplanken und einem weißleinenen Verdecke (Hufe) geziert wird —; die eingekauften Vorräthe werden aufgeladen, die kleine Zeche berichtigt, Frau oder Töchter springen mit großer Gewandtheit auf die reichlich 3½ Fuß hohe Karre, welche nur eine einzige noch dazu senkrecht stehende kleine Stiege von Eisen hat; der Mann aber, falls die Karre besetzt ist, nimmt seinen Platz auf einem der Karrenbäume unmittelbar hinter dem Pferde, und vorwärts geht's mit einem Gerappel, daß ein Städter Milzstechen davon bekommen würde. War es Dir aber gelungen, das Herz der Leute zu gewinnen — und bei nur einiger Gemüthlichkeit von Deiner Seite hielt das gar nicht schwer — so hast Du auch sicherlich vor dem Abschiede von Deiner neuen Bekanntschaft eine Einladung zum Kaffe, sei es nach Pfalzdorf oder Asperheide, nach Louisendorf oder Neu-Louisendorf (dies sind die vier Hauptkolonieen der Pfälzer im Kreise Cleve)*) erhalten, und es steht nun bei Dir, dort an Ort und Stelle alles, was Du zu wissen wünschest, von den Leuten selber zu erfahren. Denn sie wissen Bescheid

---

*) Auch über den Kreis Cleve hinaus haben sie sich schon verbreitet; z. B. die durch den Gustav-Adolph-Verein bekannt gewordene Bönninghardter Heide ist überwiegend von ihnen der Kultur gewonnen worden.

über die Geschichte ihrer Väter, welche mit Hülfe einer kleinen gedruckten Chronik, die nur leider manches Unrichtige enthält, in der Tradition der sämmtlich untereinander verwandten Familien treu fortlebt, und sie stehen dem, der sich dafür interessirt, gern Rede.

Doch mache Dir nur ja keine falsche Vorstellung von einem solchen Pfälzer Kaffe, und halte Dich nicht voreilig den Strapazen eines solchen Feldzuges für gewachsen, sonst, lieber Leser, möchtest Du's zu spät bereuen. Da erscheinet zuvörderst auf dem blank gescheuerten Tische eine Kaffekanne von mächtigen Dimensionen, die allein schon einem Städter bange machen könnte, deren Inhalt vollends weder filtrirt noch allemal nach dem Recepte „ein Loth auf die Tasse" präparirt worden ist, dazu ein herrlicher großer Rosinen-Weck, eigens Dir zu Ehren gebacken und schmackhafter als der schönste Kuchen, mit einer Butter, die auch außerhalb des Clevischen berühmt und gesucht ist,*) daneben endlich einige mächtige Eierkuchen auf irdener Schüssel, die noch mit Recht diesen häufig mißbrauchten Namen verdienen. Du gibst, und zwar anfangs mit größtem Behagen, den freundlichen aber zunächst noch gelinden Nöthigungen nach, und bringst es etwa glücklich auf 5 bis 6 Tassen Kaffe nebst verhältnißmäßigem Zubehör, meinst auch gewiß, nun seiest Du fertig, weil ja die Kanne leer ist, und

*) Die Pfälzer haben zwar keine Weiden, aber dafür die herrlichsten Kleefelder, auf welchen sie „die Kühe türen"; auf die Fabrikation der Butter verwenden sie um so mehr Mühe, als sie mit Käsebereitung sich nicht befassen (höchstens ein wenig zum eigenen Bedarfe), dieselbe vielmehr ausschließlich den Bewohnern der Niederung überlassen.

die Hausfrau den Tisch abräumt und sorgsam abwäscht. Aber siehe! Kaum ist dies geschehen, so erscheint auch schon eine neue Auflage, gerade wieder wie die erste, und auch ganz wieder der erste Appetit wird Dir auf's neue zugemuthet. Jetzt erst geht die eigentliche Schlacht an, vorher war's ein bloßes Geplänkle; jetzt erst, nun Dein Widerstand stärker wird, erhält die freundliche Bäuerin rechte Gelegenheit, ihre Fertigkeit und Ausdauer im Nöthigen, man könnte wohl sagen im liebenswürdigen Zwingen, mit voller Kraft zu entwickeln; der Bauer aber, wohl wissend, daß Beispiel noch kräftiger wirket, als Worte, secondiret, ohne daß ihm das Mühe zu kosten scheint, vielmehr mit schmunzelndem Vergnügen stumm aber thatsächlich und energisch den Bemühungen seiner Frau, denn die guten Leute ahnen beide nicht, und wollen's auch nicht glauben, daß zwischen dem Magen eines Pfälzer Bauern und dem eines zimperlichen Städters, der nicht in Hufkarren fährt, ein wesentlicher Unterschied obwalte; sie meinen eben nur, Du wärest blöde, oder aber, wenn Du ihrer Nöthigung wirklich und beharrlich widerständest, würden sie behaupten, Du „verachtetest" sie. Spare also Deine Mühe, und ergib Dich in das Unvermeidliche; vielleicht geht's besser als Du denkst; einmal werden Kanne und Schüsseln ja doch leer werden; drum je eher je lieber, denn früher ist an Ruhe nicht zu denken. Greif' also tüchtig zu, und nimm's zu Herzen, was die freundliche Hausfrau nicht müde wird, Dir zuzurufen, nämlich nur ja recht fett zu schmieren, da sie noch Butter genug hätten, und es nicht wäre, wie in der Stadt, wo man die Butter theuer kaufen müßte, und dann noch nicht einmal wüßte,

was man bekäme. Endlich! endlich ist's geschehen — und, wenn Du's noch vermagst, athmest Du freier auf, denn jetzt wird aufgestanden und in's Freie gegangen.

Zuvörderst freilich mußt Du erst Scheune und Ställe besichtigen, wo's allerlei zu sehen gibt, was Dich vielleicht nur wenig interessirt. Dann aber geht's hinaus in den Garten; derselbe gehört ausschließlich zum Departement der Frau und Töchter, und ist daher stets mit Blumen geziert; verräthst Du hier einige Freude an Blumen, so wird Dir ein mächtiges Bouquet zum Lohne. Jetzt kommt der prächtige Baumhof an die Reihe, welcher zum Ressort des Mannes gehört, und schon beim ersten Anblick davon Zeugniß gibt, daß die meisten Pfälzer noch von ihrer oberländischen Heimath her die Obstzucht gut verstehen. Wohl Dir, wenn gerade noch an keinem Baum sich reife Früchte zeigen, denn sonst hilft kein Sträuben und Entschuldigen, Du mußt davon kosten, und wirst noch reichlich obendrein damit beladen. Zuletzt geht's dann noch auf das Feld hinaus, wo der Bauer, während die Frau bedächtig hinter ihm hergehet, mit froher Lust und Gottlob noch oftmals mit einer gewissen Andacht Dir die lieben Gottesgaben weiset, die er im Schweiße seines Angesichts erlanget; und dieser Gang durch die Felder, welche aus ehemaligem ödem Heideboden ein wunderbar gesegnetes Gefilde geworden sind, hat, zumal bei den Erzählungen Deiner liebenswürdigen Gastfreunde, etwas wirklich Erhebendes.

Aber o wehe! Du trittst endlich wieder hinein in die Stube, und zum dritten Male winket die unerschöpfliche Kanne, diesmal jedoch bis oben hin mit Chocolade gefüllt, welche glücklicher Weise nur von sehr milchweißer

Färbung und nur von einer Schüssel städtischer Zwiebacke (die Frau hat sie neulich, als sie Dich einlud, apart aus der Stadt deshalb mitgebracht) begleitet ist. Da hilft nun kein Widerstreben, Du mußt auch diesem dritten und letzten Gange, welcher der eigentliche Ehrengang ist, alle Ehre anthun, darfst aber auch die angenehme Ueberzeugung mit nach Hause nehmen, daß die guten, gastfreundlichen Leute Dir die höchste Ehrenbezeugung, welche sie zu ersinnen vermochten, angethan haben. Wie theuer Dir wahrscheinlicher Weise dieselbe zu stehen kommen werde, daran haben sie nicht einmal gedacht, denn ihnen selbst bekommt ja ein solcher Festtag sehr gut. Sie meinten's jedenfalls gut mit Dir, und wollten Dir eine aparte Freude machen. Daß sie auch selber tüchtig mit zulangten, geschah vielleicht nur Deinetwegen, um mit gutem Beispiel Dir vorzugehen, vielleicht aber auch ein wenig ihrer selbst wegen, denn sie wissen selbst am besten, daß nicht alle Tage Kirmeß ist, vielmehr einem solchen fetten Tage wieder eine lange Reihe magerer Tage folgen wird, wo's keinen Rosinenweck, und keine Chokolade mit Zwieback gibt, dafür aber der durch schwere Arbeit erzeugte Appetit als trefflicher Koch sich bewährt. Willst Du nun beim Abschied ihnen zeigen, daß Du zu leben weißt, so dankest Du mit einer Gegeneinladung, wobei Du sagen mußt: „Kommt den Schaden bald wieder um holen!“ Und sie werden vielleicht kommen, aber so tapfer sie daheim einhieben, so blöde und bescheiden werden sie bei Dir in der Stadt sein, und Du wirst Dich überzeugen, daß Du in der Kunst des erfolgreichen Nöthigens weit, sehr weit hinter der unnachahmlichen Pfälzer Bäuerin zurückstehst.

Dies, lieber Leser, sind nach ihrer äußeren Erscheinung, und nach dem ersten oberflächlichen Eindrucke die Leute, denen dieses Büchlein gewidmet ist. Sind sie nach Deinem Geschmacke, und möchtest Du nun die rührende und erbauliche Geschichte ihrer Väter hören, die einst durch große Trübsal hindurch in's Clever Land gekommen sind, und dessen bis dahin ödesten Theil erst mit Schweiß und Thränen erobert, und in eine gesegnete Heimath ihrer Kinder umgewandelt haben, so bleibt Dir nur die Wahl, entweder einmal selber ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und dann ihrer Einladung zu dem oben beschriebenen Kaffe zu folgen — oder fall's Du vor diesen nie versiegenden Kaffefluthen als ein Ungeübter zurückschrecken solltest, lieber die folgenden, hoffentlich wenigstens nicht ganz trockenen Kapitel zu lesen, in welchen der Berichterstatter alles was er an Ort und Stelle bei unzähligen Tassen Kaffe zum Theil noch direct von Söhnen und Töchtern der ersten Emigranten*) vernommen, und durch sorgfältige Erforschung aller noch vorhandenen urkundlichen Quellen sich möglichst ergänzt, berichtigt, und zu einem anschaulichen Ganzen abgerundet hat, kurz und möglichst lebensfrisch wiedererzählen will.**)

---

*) Der letzte Emigrant, Ludwig Hector Reiß mit Namen, ist 104 Jahre alt erst anno 1835 in Pfalzdorf gestorben.

**) Den Pfälzer Lesern zu Liebe, welchen es erwünscht sein muß, ihre traditionelle Kenntniß durch die den Acten entnommenen Data und Fragmente zu bereichern, und die Fehler ihrer kleinen ge-

Kap. 2.

Erste Ankunft und Noth der Pfälzer Emigranten im Clever Lande.

Es war an einem heiteren Sommertage, dem 17. Juli 1741, als bei Schenkenschanz hart an der Grenze zwischen Preußen und Holland, wo das Grenz-Comptoir sich befand, drei große Rheinschiffe, welche schon seit sechs Wochen dort vor Anker gelegen hatten, ihres Inhalts endlich entledigt die Anker lichteten, und mit einem sanften, die Segel nur mäßig schwellenden Nordwestwinde langsam stromaufwärts fuhren. Am Strande aber herrschte ein ungewöhnlich reges und bewegtes Leben. Kisten und Kasten und allerlei Haus- und Ackergeräthe standen oder lagen dort im buntesten Durcheinander, und ließen sogleich vermuthen, daß die Besitzer derselben, etliche hundert Menschen, die sich theils am Strande gelagert hatten, theils gruppenweise dort standen und mit einander berathschlagten, theils auch unruhig und geschäftig hin und her liefen, arme Auswanderer waren, die mit den drei so eben absegelnden Schiffen angekommen sein mußten. Wer aber die große Aufregung betrachtete, welche unter der Menge herrschte und je nach dem Charakter der Einzelnen sich verschieden kund gab, dem konnte es nicht entgehen, daß irgend ein besonderer

---

druckten Chronik zu berichtigen, möge es dem Erzähler gestattet sein, den folgenden Bericht trotz möglichst anschaulicher Schilderung doch stellenweise etwas actenmäßiger zu gestalten, als er es für blos fremde Leser, die an den Acten-Citaten weniger Interesse haben können, gethan haben würde.

Unfall die Leute betroffen haben, und daß ihre Landung keine ganz freiwillige gewesen sein mußte. Etliche Gerichtsdiener und Polizeibeamte, welche offenbar bei der Ausschiffung mit betheiligt gewesen, jetzt aber bereits im Abzuge begriffen und nur noch in einiger Ferne sichtbar waren, schienen letztere Vermuthung zu bestätigen. Drohend wurden hier und da aus einer Gruppe einzelne Stimmen laut, und manchem zorngerötheten Männer-Angesichte sah man es an, daß im Herzen das Gefühl einer erlittenen Unbill brannte; ingrimmig ballte sich manch' jugendliche Faust, und der Mund rief eine Verwünschung hinter den absegelnden Schiffern oder den davonziehenden Gerichtsdienern her; gramerfüllt und sorgenbelastet kauerten wieder Andere an der Erde, und aus ihren Mienen blickte etwas wie stille Verzweiflung; laut weinend und schluchzend dagegen saßen die Weiber bei ihrer Habe, und wollten sich nicht trösten lassen, denn sie meinten, es wäre nun gar aus mit ihnen. Nur die Kindheit blieb unberührt von dem Sturme, der die Gefühle der Erwachsenen so verschiedenartig aufregte. Fröhlich und ahnungslos tummelten sich Gruppen von Kindern am Strande herum, suchten Muscheln, warfen flache Steine über die Wellen hin oder belustigten sich mit Spielen — ein Bild sorgloser Unschuld, das mancher weinenden Mutter und manchem verzagenden Vater vielleicht wie ein Stich in's Herz fuhr, vielleicht aber auch Manche an das Wort des Heilandes mahnte, daß wir erst wieder werden müssen wie die Kinder, um in's Himmelreich einzugehen.

Wer jedoch alle diese Leute ein wenig näher betrachtete, und ihre Physiognomieen nicht blos nach der

Aufregung des Augenblicks beurtheilte, der mußte sich gestehen, daß die Meisten von ihnen, obwohl sie nur schlichte und offenbar sehr verarmte Landleute waren, in ihrem Antlitze und ihrer Gestalt doch etwas die Theilnahme Erregendes, ja theilweise sogar etwas Ehrfurchtgebietendes hatten, einen Zug des Grames, der von langjähriger still getragener Trübsal zeugte, und doch zugleich einen Ausdruck herzlichen Gottvertrauens, der den Sieg des Glaubens über die Welt verhieß. Gewöhnliche Leute waren es nicht, das erkannte man sofort, davon gab auch gleich darauf die fast wunderbare Veränderung Zeugniß, welche ein einziger Bibelabschnitt als das rechte Wort zur rechten Zeit bei der Menge zu bewirken vermochte. Etliche schon bejahrtere Männer, die in der allgemeinen Aufregung ihre Ruhe bewahrt hatten, oder statt zu klagen, zu zürnen, oder zu verzweifeln, wie die größere Mehrzahl der Anderen, vielmehr getrost geblieben waren in Dem, der die Welt überwunden hat, waren schon länger bemüht gewesen, hier ein väterlich zurechtweisendes Wort der Beschwichtigung an die Zürnenden, dort einen tröstlichen Zuspruch an die Weinenden, oder auch eine ernste Mahnung zum Glauben an die Verzagenden zu richten, und es gelang ihnen allmälig die ganze Schaar um sich zu versammeln zu ernster, würdiger Berathschlagung dessen, was jetzt zunächst geschehen müßte.

Aber sie wußten wohl, daß wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen; sie wollten und mochten die gemeinsame Berathung nicht anders beginnen, als daß zuvor Alle in Gott sich wieder sammelten und bei ihm Vergebung für die Sünde des

Augenblicks und Stärkung des schier erlegenen Glaubens suchten. Darum baten sie einen Mann, der unter ihnen die Stelle eines Lehrers zu bekleiden schien, er möchte vorab aus Gottes Wort ihnen vorlesen und mit dem Volke beten. Johannes nannten sie denselben, sein vollständiger Name aber war Johannes Seemann. Zwar war er unter den verheiratheten Männern noch einer der Jüngsten, aber offenbar auch einer der Frömmsten, dessen ganze Erscheinung an das Wort des Jüngers Johannes erinnerte „Sehet welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen".*) Zudem galt er bei den Uebrigen, deren mancher kaum des Lesens und Schreibens recht kundig war, für „grausam gelehrt", — er ist nachmals wirklich mehrere Jahre lang aus freien Stücken Lehrer gewesen — und was die Hauptsache war, seine ungewöhnliche Schriftkenntniß war seinen Unglücksgefährten schon manchmal ein Quell des Trostes gewesen. Kein Wunder darum, daß jetzt die Alten, obschon noch ein anderer und wirklich studirter Lehrer J. F. Aue sich unter den Emigranten befand, doch gerade an den Johannes sich wendeten, und daß Alle sofort willig waren, ihm still zuzuhören, als er seine Bibel aufschlug und mit derselben eine Kiste bestieg, um deutlicher von der Menge verstanden zu werden.

Schlicht und einfach, aber mit dem ergreifenden Ausdrucke der Wahrheit verlas er den 27. Psalm, dieses Triumphlied des an Gott und sein Wort sich klammern-

*) Diese Charakteristik beruht auf dem Zeugnisse Solcher, welche den Johannes Seemann noch persönlich gekannt haben.

den Glaubens über alle Drangsal und Verfolgung von der Welt, wie über alles Wehe der Verlassenheit von Menschen. Den armen Bedrängten war es fast, als hörten sie jetzt zum ersten Male diesen doch längst gekannten Psalm, denn er dünkte sie ein Wort vom Himmel gerade für ihre augenblickliche Lage geredet, und herrlich bewährte sich an ihnen die Kraft des göttlichen Wortes. Der Glaube, diese gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet, begann bei den Meisten wieder einzuziehen in die Herzen, die einen Augenblick dem Verzagen nahe gewesen waren, weil die letzte Hoffnung auf Menschen eben jetzt zu Schanden geworden war. Mit dem Glauben aber kehrte auch der Entschluß zurück, stille zu sein, und zu harren der Hülfe des Herrn, und als die letzten Worte des Psalmes erklangen: „ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen; harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn!" — da falteten sich wie von selbst Aller Hände zum Gebete, und Johannes hielt nun dem Herrn, nachdem er ihm ihr Leid und ihre Verlassenheit geklagt, und ihre Versündigung und ihr Verzagen demüthig ihm bekannt hatte, mit herzlicher Zuversicht sein Verheißungswort vor: „Wahrlich ich sage Euch, es ist Niemand so er verläßt Haus oder Brüder oder Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder oder Acker um meinetwillen und des Evangelii willen, der nicht hundertfältig empfange jetzt in dieser Zeit, Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Aecker mit Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben!"

Und siehe, wie der Nebel vor den Strahlen der Sonne, so zerriß das düstere Sorgengewölke vor den Strahlen des göttlichen Verheißungswortes, das ja nimmer trügen kann, ob die Erfüllung gleich verzöge. Eine große Freudigkeit kam über die betende Schaar, still und fröhlich, ohne Murren und Zagen, wie sich die Zukunft auch gestalten möchte, als die Fremdlinge und Pilgrime Dem zu folgen, der einst auch dem Abraham gebot, aus seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft in ein fremdes Land zu gehen, das Er ihm zeigen wollte. Als aber zum Schlusse der Kantor Friedr. Aue unaufgefordert das Emigrantenlied intonirte, welches schon auf den Schiffen in mancher bangen Stunde sie erquickt hatte, da fiel sogleich Alt und Jung mit ein; auch die, welche das Gebet etwa noch nicht völlig getröstet oder überwunden hatte, wurden jetzt mit fortgerissen von der Macht des Gesanges, und immer kräftiger, ja immer fröhlicher erscholl es über die Fluren des Nieder-Rheins, die schon manchmal von vorübersegelnden Exulanten diese Weise vernommen haben mochten:

Ein Pilgrim bin ich halt nunmehr
Muß reisen fremde Straßen,
Das bitt ich Dich, mein Gott und Herr,
Du wirst mich nicht verlassen.

Muß ich gleich in das Elend fort,
Will ich mich doch nicht wehren,
So hoff ich doch, Gott wird mir dort
Auch gute Freund bescheeren.

Herr wie Du willst, so gib mich drein,
Bei Dir will ich verbleiben,
Ich will mich gern dem Willen Dein
Geduldig unterschreiben.

Muß ich gleich fort, in Gottes Nam',
Und wird mir all's genommen,
So weiß ich wohl, die Himmelskron
Werd ich einmal bekommen.

Mein Gott, führ mich an eine Stätt',
Wo ich Dein Wort kann haben,
Darin will ich mich früh und spät
In meinem Herzen laben.

Soll ich in diesem Jammerthal
Noch läng'r in Armuth leben,
So hoff ich doch, Gott wird mir dort
Ein bess're Wohnung geben.

Als der letzte Ton verklungen war, da bedurfte es kaum noch einer langen Berathung, sondern man war sogleich einig, während zwei Männer ungesäumt nach Cleve gehen, und von der dortigen Regierung Rath, Schutz-und Hülfe erbitten sollten, während etliche Andere aus den benachbarten Ortschaften die unentbehrlichsten Lebensmittel herbeizuschaffen suchen sollten — denn mit den eigenen Vorräthen ging es schon stark zur Neige — wollten die Uebrigen unter freiem Himmel ruhig abwarten, was Gott der Herr über sie beschlossen hätte. Nachdem sie also einmüthig zwei in besonderem Ansehen stehende, schon bejahrtere Männer, den Michael Grossart und Friedrich Conrad, zu Deputirten gewählt, welche ungesäumt gen Cleve aufbrachen, zehn jüngere Männer aber sich zum Fouragiren fortbegeben hatten, trafen die Uebrigen umsichtig ihre Vorkehrungen, und richteten sich so gut sie es vermochten zu längerem Bleiben ein, indem sie für die Weiber und Kinder unterirdische Hütten improvisirten.

Kap. 3.
Ursachen der Emigration und des unerwarteten Aufenthalts an der Preußisch-Holländischen Grenze.

Wer aber waren jene Leute, und was war es, das eben zuvor eine so ungewöhnliche Aufregung unter ihnen hervorgerufen hatte, welche nur durch die Kraft des göttlichen Wortes und des gläubigen Gebetes zu bannen gewesen war? Dies wird ein kurzer Blick in ihre ferne Heimath, die sie um des Evangelii willen verlassen hatten, uns sagen.

Wohl war sie schön diese Heimath, und hätte ein Paradies auf Erden sein können, wenn nicht menschliche Ungerechtigkeit und Grausamkeit sie längst schon in eine Stätte der Thränen verwandelt gehabt hätte. Es war die liebliche und doch so unglückliche Pfalz, das herrliche Land, welches schon im 17. Jahrhundert so Unsägliches gelitten, und nun noch immer an den Nachwirkungen jener Leiden schwer zu tragen hatte. Wer hätte nicht gehört von der unmenschlichen Bosheit, mit welcher einst Ludwig XIV. von Frankreich, nicht zufrieden mit den himmelschreienden Greueln der Verwüstung, die er schon 1673 durch seinen Marschall Turenne in der Pfalz angerichtet hatte, im Jahre 1688 den Befehl gab, dies Deutsche Eden in eine unbewohnte und unbewohnbare Wüste umzuwandeln! Wer hätte nicht mit Entsetzen vernommen, in welcher furchtbaren Weise dieser gräßliche Befehl durch den Marschall Duras und namentlich

den General und Mordbrenner Melac zur Ausführung kam, welcher die schönsten Städte und Dörfer völlig dem Erdboden gleich machte, und hierzu mitzuhelfen die eigenen Bewohner zwang, welcher unzählige Menschen mißhandeln, tödten oder mitten im strengsten Winter vertreiben, ja sogar überall, wo er hinkam, die Saaten auf den Feldern zerstampfen, die Weinstöcke und Fruchtbäume vernichten ließ, und selbst der Gräber (man denke nur an die Schändung und Zerstörung der Kaisergräber in Speyer) nicht schonte. Als aber endlich in dem Frieden von Ryswik (1697) Ludwig XIV. seinen Raub hatte zurückgeben müssen, war es seiner tückischen Politik gelungen, schließlich noch einen Keim bleibenden Zwiespalts und Unsegens in das schon so unglückliche Land zu werfen. Seine Unterhändler hatten nämlich noch im letzten Augenblick in den Friedensvertrag eine Klausel einzufügen und siegreich gegen allen Widerspruch der Protestantischen Reichsstände (freilich nur mit Hülfe des Oesterreichischen Gesandten Grafen Kaunitz) durchzusetzen gewußt, welche die Bestimmung enthielt, daß die katholische Religion überall, wo sie während der französischen Occupation gewaltsam eingeführt worden wäre — und das war in 1922 Ortschaften der Pfalz geschehen — in Zukunft verbleiben sollte. Wohl hatten zu Regensburg, ehe sie diesen Frieden von Ryswik ratificirten, sogar die katholischen Reichsstände förmlichst zugesagt, niemals von dieser „obtrudirten“, den Bedingungen des Westphälischen Friedens schnurstracks zuwiderlaufenden Klausel Gebrauch machen zu wollen: aber was nützte solcher Verzicht einem evangelischen Lande, auf dessen Thron bereits seit 1685 mit Kurfürst Philipp Wilhelm I.

ein streng katholisches Herrscherhaus gekommen war, welches nur eine heilige Pflicht zu erfüllen, und Gott einen Dienst zu thun vermeinte, wenn es wo möglich das ganze Volk zur katholischen Kirche zurückführte. Hatten doch schon seit eben jener Zeit „die pfälzischen Religionsbeschwerden einen stehenden Artikel auf den Reichstagen und bei den Reichsgerichten" gebildet, obwohl Philipp Wilhelm I. nicht einmal persönlich intolerant gewesen, sondern oftmals noch die maaßlosen Forderungen seiner Kapuziner, Franziskaner und Jesuiten in die Schranken zurückgewiesen hatte; waren doch vollends unter seinem Sohn und Nachfolger, dem willfährigen Zögling der Jesuiten, Johann Wilhelm I. (1690—1716), in dessen Regierungszeit der Ryswiker Frieden fiel, schon vor demselben blos in den 3 ersten Regierungsjahren 100 Kirchen gewaltsam den Reformirten genommen, und den Jesuiten überliefert worden. Wie war es anders möglich, als daß nun einem solchen Fürsten und seinen gleichgesinnten Nachfolgern jene Klausel des Ryswicker Friedens, auch wenn die kathol. Reichsstände sie niemals benutzten, doch ein willkommenes Mittel ward, um in der Pfalz eine gewaltsame mit den empörendsten Ungerechtigkeiten verbundene Gegen-Reformation durchzuführen! Was aber Johann Wilhelm I. mit brennendem Eifer begonnen, das hatte sein Nachfolger Carl Philipp (1716—42) in gleichem Geiste fortgesetzt. Nachdem der Letztere sogar den Heidelberger Katechismus im ganzen Lande zu verbieten gewagt hatte, war die Bedrückung und gewaltsame Bekehrung der Protestanten allmälig bis zu einer förmlichen Verfolgung gestiegen, fast ähnlich der weltbekannten Protestanten-

hetze in Salzburg. Vergeblich waren alle Protestationen Preußens und Hessens, vergeblich alle englischen und holländischen Intercessionen gewesen. Der Kurfürst berief sich auf den Frieden von Ryswik. Das Einzige, was hatte erreicht werden können, war, daß im Jahre 1720 auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers Carl VI. den Reformirten zu Heidelberg eine geraubte Kirche hatte zurückgegeben und der Gebrauch ihres Katechismus hatte bewilligt werden müssen, worüber jedoch der Kurfürst Carl Philipp so unwillig geworden war, daß er sofort seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlegt, und seinen Unwillen nun an allen übrigen protestantischen Unterthanen desto rücksichtsloser ausgelassen hatte.

Da war es den treuen Bekennern des evangelischen Glaubens, welchen ihr Bekenntniß Herzenssache war, nicht länger möglich gewesen, im Lande zu bleiben; schaarenweise hatten die Emigrationen begonnen, und immer neue Schaaren von Reformirten wie von Lutheranern, die unter dem gemeinsamen Drucke längst gelernt hatten, Frieden mit einander zu halten, sah man, wo es galt entweder dem Evangelio oder der lieben Heimath zu entsagen, schweren Herzens sich zur Auswanderung entschließen. Das Ziel der meisten Pfälzer Emigranten war das Amerikanische Neu-England gewesen. Etliche solcher Emigrantenzüge hatte das Englische Gouvernement engagirt und befördert, und diesen war es sowohl unterwegs als in ihrem neuen Vaterlande ziemlich gut ergangen. Aber bald hatte auch die Privatspeculation aus dem Unglücke der Bedrängten Nutzen zu ziehen gewußt. Englische Kaufleute, als Agenten sich ausgebend, hatten

Emigrantenzüge nach Rotterdam gelockt, und mehrmals sie dort, namentlich seitdem 1739 der Seekrieg*) zwischen England und Spanien ausgebrochen war, so lange auf eigene Kosten liegen lassen, daß ihrer Viele zuletzt außer Stande, die theuren Ueberfahrtskosten noch zu bezahlen, in Holland hatten zurückbleiben müssen, und total verarmt dem Lande zur Last geworden waren. In Folge dessen war endlich im Frühjahr 1741 von dem Holländischen Gouvernement an das Grenzcomptoir zu Schenkenschanz der Befehl ergangen, durchaus keine Emigranten mehr über die Grenze zu lassen, bevor dieselben nicht mit einem holländischen Passe versehen wären. Zur Erlangung eines solchen aber bedurfte es der Bescheinigung eines in Rotterdam accreditirten Agenten, daß die Emigranten unmittelbar nach ihrer Ankunft daselbst weiter befördert werden sollten, was wiederum wegen des fortdauernden Seekrieges zwischen England und Spanien seine Schwierigkeiten hatte. Von diesem Gebote aber war der Preußischen Regierung zu Cleve leider nicht die mindeste Kenntniß gegeben worden.

Sie hatte daher ungewarnt eine neue Exulantenschaar, deren Ziel Pensylvanien war, im Mai 1741 durch Preußisches Gebiet passiren lassen, und niemand wußte es sich zu erklären, warum diesen Schiffen bei Schenkenschanz plötzlich die Weiterfahrt verwehrt, und

*) Dieser Seekrieg, anfangs nur gegen Spanien wegen verlangter Visitation englischer Schiffe in Westindien, seit 1744 zugleich auch gegen Frankreich geführt, ward erst 1748 zugleich mit dem Oesterreich'schen Erbfolgekrieg durch den Frieden zu Aachen beendigt.

zuvor ein Holländischer Paß abgefordert ward. Durch den Richter der Herrlichkeit Halt, in dessen Amtsbezirk seitdem die betreffenden drei Schiffe still gelegen hatten, war endlich der Clevisch-Märkischen Kammer zu Cleve hiervon Meldung gemacht, und von dort aus noch selbigen Tages (2. Juni) dem Preußischen Kanzler von Raesfeld im Haag der Auftrag gegeben worden, der Clever Regierung die gewünschte Aufklärung zu verschaffen, und dahin zu wirken, daß die Schiffe baldigst nach Rotterdam passiren dürften, „da man zwar diesseits nicht abgeneigt wäre, diesen der Religion halber emigrirten Leuten alle Hülfe zu geben, allein auch nicht zugeben könnte, daß unsere Leute damit so lange incommodirt würden, bis etwa denen Speditcurs gefiele, dieselben abzuschicken". Erst unter dem 4. Juli war es dem Kanzler von Raesfeld möglich gewesen, die genügende, den Lesern bereits bekannte Aufklärung zu geben, ohne jedoch die ungehinderte Weiterfahrt der Schiffe bewirken zu können.

Inzwischen hatten nun die armen Emigranten, welche eben keine Anderen als diejenigen waren, deren Bekanntschaft wir bereits oben gemacht haben, bei Schenkenschanz still liegen müssen, und es war ihnen nachgerade bange geworden um ihre Zukunft. Aber auch den Schiffern hatte das unverhoffte Warten nicht angestanden; sie hatten Bezahlung verlangt, und baldigst wieder rheinaufwärts fahren wollen, die Auswanderer jedoch hatten das eine verweigert, das andere verhindert, denn ihr schriftlicher Contract (den sie mit Schiffer Braun aus Bacharach abgeschlossen hatten, und in welchen die Schiffer Dietz und Eichelberg aus Neuwied durch schriftlichen

Specialvertrag eingetreten waren) lautete dahin, daß sie nach Rotterdam gebracht werden, dort erst bezahlen, ja nöthigen Falls noch 14 Tage lang freies Nachtlager auf den Schiffen haben sollten.*)

Es war schon einige Male zu drohenden Auseinandersetzungen gekommen, da die Schiffer durch den voraussichtlich endlosen Aufenthalt sich „total zu ruiniren" fürchteten, die Emigranten aber, einmal von den gemietheten Schiffen entfernt, und in fremder Gegend an's Land gesetzt, keinen Ausweg mehr sahen. Da hatten denn endlich die Schiffer bei dem Richter Gesellschap zu Halt eine von der „Hochgräflich Wiedtischen Regierungs-Kanzlei" unterstützte gerichtliche Klage eingelegt (27. Juni) und ihre ungehinderte Rückfahrt nebst voller Bezahlung und Entschädigung für den langen Aufenthalt gefordert. Das Gericht aber hatte in Erwägung, daß die Schiffer ihrerseits die Unterbrechung der Fahrt nach Rotterdam nicht verschuldet hätten, auch weder im Stande noch verpflichtet wären, den erforderlichen holländischen Paß für die Emigranten zu beschaffen, wider die Letzteren entschieden, und weil „deren Zahl in den Hunderten wäre, und sie sich Meister der Schiffe gemacht hätten" bei der Regierung zu Cleve Hülfe requirirt, um nöthigen Falls bei fortgesetzter Zahlungsweigerung Beschlag auf die Effecten der Emigranten legen, und deren Ausschiffung zwangsweise bewirken zu können.

---

*) §. 1. die gesammte Compagnie mit ihren Meublen und Effecten nacher Rotterdam frei zu überliefern §. 2. vor welche Fracht die Compagnie in Rotterdam zu bezahlen verspricht: u. s. w.

Am Morgen des 17. Juli war dieser Richterspruch zur Ausführung gekommen; es hatte der freundlichen Zureden und ernstesten Vorstellungen der frömmsten und angesehensten unter den Exulanten bedurft, um namentlich das junge Volk, welches sich auf Grund des schriftlichen Contractes im höchsten Rechte glaubte, von gewaltsamem Widerstand wider die Vollstreckung des Urtheils abzuhalten; aber diese Leute hatten ja allesammt schon daheim eine lange und harte Schule des Unrechtleidens durchgemacht, und die Mehrzahl von ihnen war schon längst des Gehorsams gegen Gottes Wort und der schwersten Selbstverleugnung fähig. Die Ausschiffung und die Abfindung mit den Schiffern war daher friedlich und ohne besondere Störung vor sich gegangen.

Aber welcher Leser vermöchte den armen Exulanten es nicht nach zu empfinden, wenn sie den Gefühlen bitteren Grolles und erdrückender Angst und Sorge fast wieder erlagen, als sie nun von aller menschlichen Hülfe entblößt, mit nur noch geringen Geldmitteln, ohne Obdach und Nahrung, in fremder Gegend am Strande saßen, und den davon segelnden Schiffen, auf welchen sie doch contractlich hatten nach Rotterdam gebracht werden sollen, trostlos nachsahen, an die Möglichkeit aber einen holländischen Paß zu erlangen kaum noch denken durften. So waren denn jene Märtyrer des evangelischen Glaubens in eine Lage gekommen, wo sie ausschließlich nur auf Gottes Wort und Verheißung angewiesen, den Glauben bewähren sollten, welcher nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet. Wird es uns aber wundern dürfen, wenn trotz der frommen Ergebung, zu welcher jener schlichte Gottesdienst am Strande die

Menge gestärkt, vielleicht auch theilweise nur fortgerissen hatte, doch nicht Alle die Probe bestanden, vielmehr die schwere Prüfung ihres Glaubens der Emigrantenschaar zu einer Sichtung ward, in welcher die Spreu von dem Weizen sich absonderte?

Kap. 4.

Eine Pfälzer Berathung und deren Ausgang.

Es war 8 Uhr Abends geworden, die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange zu; die Luft war milde und erquickend, als hätte sie Gott der Herr apart für die armen Kindlein und Weiber gemacht, die jetzt sich anschickten, ihr Nachtlager fast unter freiem Himmel in nur nothdürftigst hergestellten Hütten zu suchen. Johannes Seemann in seinem dankbaren Gemüthe gedachte beim Anschauen des lieblichen Abendhimmels der Freundlichkeit des Herrn, dessen Güte ewiglich währet, und sprach gar tröstlich davon in seiner schlichten sinnigen Weise zu den mit ihren Kindlein beschäftigten Müttern. Eben hatte er einer kleinen um ihn versammelten Schaar zum Abendsegen den 107. Psalm vorgelesen, da näherten sich von Cleve her die beiden Deputirten Friedrich Conrad und Michael Grossart, und man sah es ihnen schon von weitem an, sie brachten tröstliche Kunde.

Der Kammer=Director Geelhaer hatte mit großer Theilnahme von ihrer Bedrängniß gehört, und ihnen die

mündliche Versicherung gegeben, wie bereits seit Wochen Schritte eingeleitet wären, die Abholung der Emigranten mit englischen Schiffen zu beschleunigen, so würde die Kammer auch ferner hierauf hinwirken, inzwischen aber möglichst für zeitweilige Unterbringung und lohnende Beschäftigung der Obdachlosen Sorge tragen. Und wirklich ward schon anderen Tages (18. Juli) an die Magistrate und Richter der umliegenden Städte und Ortschaften die Verfügung erlassen, „man solle, wo sich die Emigranten meldeten, tentiren, ob sie nach ihren conditions und professions irgend zum Besten des Publici unterzubringen sein möchten, und hierüber baldigst berichten". An den Kanzler von Raesfeld aber ward sogleich auf's neue geschrieben: „wir finden uns durch die Verlegenheit, worin sich diese Emigranten allhier im Lande befinden, gemüßigt, nochmals unserem Ersuchen vom 2. v. M. zu inhäriren, gestalt wir nicht gern zur nöthigen Verfügung in dieser Sache schreiten möchten, ehe wir von der Erklärung gemelter englischer Commissarien Nachricht erhalten haben".

Was aber eine besondere Bewegung unter den Emigranten hervorrief, das war nicht sowohl diese für den Augenblick doch jedenfalls beruhigende Nachricht, sondern die weitere Mittheilung der Deputirten, daß der geheime Regierungsrath von Hymmen, bei dem sie ebenfalls eine Audienz gehabt, ihnen gesagt hätte, es lägen südlich von Cleve in dem Umkreise der Stadt Goch noch weite Strecken unbebauten Heidelandes, welche möglicher Weise sich zur Kultur eigneten, und den Emigranten vielleicht zugewiesen werden könnten. Hatte diese unerwartete Kunde die Deputirten sogleich zu der Erklärung veran-

laßt, daß sie und viele der Ihrigen, wenn die erwähnte Heide der Urbarmachung wirklich fähig wäre, mit Freuden die Reise nach Pensylvanien aufgeben und hier im Lande bleiben würden, so war der Eindruck, welchen diese Nachricht unter der Emigrantenschaar hervorbrachte, ein zwar nicht geringerer aber keineswegs ein gleichartiger. Die Einen glaubten wie Johannes Seemann hier den Finger Gottes zu erkennen, ohne dessen Zulassung ihr unerwarteter Aufenthalt im hiesigen Lande ja nicht geschehen wäre, und waren vorzüglich aus diesem Grunde unbedingt für's Bleiben. Andere dagegen warnten vor dem Bleiben und zu diesen gehörten alle Diejenigen, welche die Erbitterung über das am heutigen Morgen erlittene Unrecht noch nicht hatten verwinden können; diese Erbitterung war nämlich auf's neue angeregt worden, und fand noch jetzt immer neue Nahrung durch die Berichte der theils schon zurückgekehrten, theils noch während der Berathung anlangenden Männer, welche das Mitleid und die Hülfe der Nachbarorte hatten in Anspruch nehmen sollen. Es war denselben großentheils sehr übel ergangen: während man bisher, so lange man die Emigranten ehestens wieder los zu werden hoffen durfte, denen, die von den ankernden Schiffen aus Lebensmittel eingekauft oder auch milde Gaben zusammengeholt hatten, ziemlich willfährig gewesen war, hatte die Stimmung im Lande sich sofort in's Gegentheil verändert, als man mit Schrecken vernommen, es würde diese ganze hungrige Schaar noch für lange Zeit, wo nicht gar für immer hier liegen bleiben. Unwillig und mit Murren hatte man den Bittenden zwar noch gegeben, aber fernere Besuche sich verbeten, und an die zu Gesetz

bestehenden strengen Edicte gegen das Betteln erinnert; hier und da hatte man sie sogar Vagabunden, Geusen ja Tagediebe gescholten, die per Schub über die Grenze gebracht werden müßten. Das hatte das Ehrgefühl der Bittenden nicht zu ertragen vermocht; bitteren Groll im Herzen hatten sie dem Lande geflucht, das armen, nur durch die Ungerechtigkeit und Härte der Menschen hier festgehaltenen Auswanderern so rauh und ungastlich in ihrem Unglücke begegnete. In solchem Lande freiwillig — wie die Deputirten jetzt vorgeschlagen — zu verbleiben, hatten nun natürlich die Meisten wenig Lust. Und dennoch wäre, nachdem drei der angesehensten Männer — Johann Jacob Spee, Johann Krafft und Adam Becker — auf die Seite der Deputirten tretend vor Trotz und eigenwilligem Widerstreben wider Gottes Führung gewarnt und zum Frieden und zur Einigkeit gemahnt hatten, die Eintracht vielleicht zurückgekehrt in den immer aufgeregter werdenden Rath der Männer, wenn nicht die Zwietracht plötzlich durch einen neu auftauchenden Vorschlag wieder neue Nahrung bekommen hätte.

Friedr. Aue, zuletzt Lehrer, Cantor und Organist in Grumbach, — mit einem sehr empfehlenden Zeugnisse über seine ausgezeichnete Tüchtigkeit und Geschicklichkeit versehen und deshalb vielleicht ein wenig eifersüchtig auf den nicht studirten Johannes Seemann, dem er an Kenntnissen und Redegewandtheit offenbar weit überlegen war — schilderte jetzt im Gegensatze zu der unfreundlichen Behandlung, die ihnen im Clever Lande zu Theil geworden wäre, die wahrhaft begeisterte Aufnahme, welche vor etlichen Jahren (1731) die vertriebenen Salz=

burger (denen schon bis Regensburg der Preußische Commissar Goebel zur Begleitung entgegen gekommen wäre, ja die von Königsberg aus sogar der Minister von Goerne in höchst eigener Person geleitet hätte,) — auf ihrer langen Wanderung nach Litthauen überall in Hessen, Sachsen und Preußen gefunden hätten. Der Redner beschrieb dann seinen immer gespannter zuhörenden Unglücksgefährten, und zwar ganz der Wahrheit entsprechend, Litthauen als das gelobte Land der Emigranten, wo dieselben unter den größten Vergünstigungen aufgenommen, mit einer beliebigen Fläche fruchtbaren Bodens beschenkt, mit reichlichen Vorschüssen und allen erforderlichen Baumaterialien unterstützt, und neun Jahre lang von allen Steuern befreit schnell zu Reichthum kämen, und sich immer weiter ausbreiteten in dem verödeten aber schönen und von vielen Seeen und Flüssen bewässerten Lande. Der verstorbene König Friedrich Wilhelm I, nachdem er bereits 42,000 Thaler für die Reisekosten der ersten Salzburger Emigrantenzüge bezahlt gehabt, und in Litthauen selbst wohl über eine Million für sie verwendet, hätte noch im Sommer 1732 — wie er Friedr. Aue selber gelesen — zu Regensburg öffentlich bekannt machen lassen, „daß noch aufgenommen werden sollte, wer immer käme, und wenn die Zahl noch über 10,000 stiege". Darum nach Litthauen müßten auch sie, dann würde ihnen geholfen sein, und sie Alle wohlhabend und glücklich werden, und keine Schmähung und Verfolgung mehr von Katholiken zu besorgen haben. —

„Nach Litthauen!" so klang es wieder in den Herzen der meisten Zuhörer; und die Armen bedachten nicht,

daß der seltene Enthusiasmus, welchen 10 Jahre früher die Emigration von 30,000 Salzburgern hervorgerufen, längst vorüber war — wie denn z. B. dasselbe Holland, welches jetzt unerbittlich ihnen die Grenzen verschloß, damals sich ebenfalls eifrigst bemüht hatte, wenigstens etliche Hunderte jener Emigranten für sich zu gewinnen, — „nach Litthauen!" so stand es jetzt fest bei allen Denen, welche nicht wie Johannes Seemann nach der Führung Gottes mehr als nach dem eigenen Gelüste fragten.

Als nun aber Fr. Aue weiter den Vorschlag machte, sie möchten, um die lange Wanderung für Alle zu ermöglichen, bis sie in protestantische Gegenden gekommen wären, wo die Liebe der Glaubensgenossen ihnen gern weiter helfen würde, gemeinschaftliche Kasse machen — er selber besaß, wie sich hernach protokollarisch auswies, nebst Frau und 4 Kindern nur noch 4 Gulden baares Geld, und etliche Andere hatten sogar noch weniger*) — da fiel wiederum ein großer Theil seiner Anhänger, zu welchem alle Wohlhabenderen gehörten, von ihm ab, und beschloß mit dem nächsten englischen Schiffe, das auf die Requisition der Clever Regierung ja doch ehestens ankommen müßte, die Reise nach Pensylvanien fortzusetzen. So sah denn der Abend desselben Tages, dessen

*) Diese auffallende Armuth vieler Emigranten erklärt sich nicht blos durch den langen Aufenthalt unterwegs, sondern es war den durch die oftmaligen Verheerungen der Pfalz ohnehin schon verarmten Landleuten der Verkauf ihrer Habe von den Jesuiten durch ähnliche Kunstgriffe und Gewaltmittel wie in Salzburg und Berchtolsgaden erschwert worden.

Morgen die ganze Emigrantenschaar so herzlich um Gottes Wort vereinigt gesehen hatte, dieselbe in drei Parteien getheilt, deren Wege fortan sich schieden, und die auch schon gleich anderen Morgens sich von einander getrennt lagerten — ächt pfälzisch!

Da wir es im Verfolge blos mit einer dieser Parteien zu thun haben werden, nämlich den nur etliche 20 Familien mit ungefähr 130 Seelen betragenden Anhängern des Johannes Seemann, so sei über das Schicksal der beiden anderen hier nur noch so viel bemerkt, daß Friedr. Aue mit 11 anderen Familien bei der Königl. Regierung zu Cleve in einer ziemlich schwülstigen Bittschrift alsbald um einen Paß nach Litthauen einkam, die Bittsteller aber, weil sie bei ihrer protokollarischen Vernehmung nicht das nöthige Reisegeld aufzuweisen vermochten, hart abgewiesen wurden, worauf sie sich ungehindert noch etliche Wochen zwischen Schenkenschanz und Rindern in unterirdischen Hütten aufgehalten haben, bis auf Grund des strengen Ediktes vom 21. Juni 1725 wider das Betteln dem Richter zu Halt am 17. August (1741) befohlen ward „binnen 14 Tagen sie auszuweisen, und alle Emigranten, welche später noch daselbst betreten werden möchten, manu forti aus dem Lande zu jagen". Was demnächst aus jenen Armen geworden, und ob sie vielleicht, wie die Tradition sagt, doch noch glücklich nach Litthauen gelangt seien, ist nicht bekannt.

Die andere Emigrantenschaar aber ist gegen Mitte August, nachdem endlich der englische Schiffskapitain Studman mit zwei Schiffen aus Rotterdam an der Preußischen Grenze angelangt war, mit diesem nach Amerika abgesegelt. Nur diejenigen, welche nicht mehr

im Stande waren, für sich und die Ihrigen das volle Ueberfahrtsgeld — 8 französische Pistolen pro Kopf betragend — zu bezahlen, wurden unbarmherzig von dem Engländer zurück gelassen. Von diesen hat wohl mancher nachher sich noch demjenigen Theile der Emigranten angeschlossen, mit dem wir es im Folgenden allein zu thun haben.

Kap. 5.

Erste Schritte zur Ansiedelung auf der Gocher Heide.

Im Clever Lande sah es damals gar anders aus, als heut zu Tage; während die Hauptstadt als Sitz der Königl. Kriegs- und Domainen-Kammer, wie der Königlichen Regierung viel bedeutender war, als gegenwärtig, stand dagegen das platte Land mit Ausnahme etwa der damals noch zahlreichen Edelsitze des Adels auf einer sehr niedrigen Stufe. Namentlich war noch fast die ganze Hochebene überwiegend blos Wald oder Heide. An den alleröbesten und jedenfalls am leichtesten zu erlangenden Theil jenes wüsten Landstriches, nämlich an die unabsehbare Heide, welche — gegen 10,000 Preußische Morgen groß — zu dem Kämmerei-Vermögen der Stadt Goch gehörte und nordwestlich bis an den mächtigen Reichswald, das nemus sacrum der Römer, sich erstreckte, hatte der geheime Regierungs-Rath von Hymmen gedacht, als er in den Deputirten der armen

Pfälzer Emigranten den Gedanken einer Ansiedlung im hiesigen Lande angeregt hatte. Aber weder er noch sonst jemand ahnte damals wohl, daß jene kleine Emigrantenschaar, welche in so großer Bedrängniß bei Schenkenschanz lag, und doch so fest der göttlichen Führung vertraute, von Gott selber dazu berufen war, die Hand der Cultur an den noch öden Theil des Clever Landes zu legen, die weite und unfruchtbare Wüste allmälig in ein liebliches und reich gesegnetes Gefilde umzuwandeln, und auch dem dahin welkenden Protestantismus am Niederrhein neuen Lebensstoff zuzuführen. Aber es ist eben Gottes Weise, das Große recht klein beginnen zu lassen, und das, was er stark und fest machen will, unter Stürmen der Trübsal langsam zu festigen.

Die Aeußerung des Herrn von Hymmen war, wie der Leser schon weiß, auf einen fruchtbaren Boden gefallen, und hatte noch selbigen Abends bei etlichen 20 Familienvätern einen festen Entschluß reifen lassen. Schon am zweiten Tage darnach (19. Juli) fanden sich die zwei Deputirten, diesmal in Begleitung des Johannes Seemann, bei dem Herrn von Hymmen ein, seinen Rath wegen der zunächst einzuleitenden Schritte sich zu erbitten. Nachdem ihnen solcher Rath freundlich zu Theil geworden, setzte J. Seemann — vermuthlich unter freundlicher Mitwirkung des Herrn Geheimrathes — noch selbigen Tages in Cleve eine Bittschrift Namen's der Emigranten auf, welche wir, da sie gewissermaßen den ersten Grundstein der Clevischen Pfälzerkolonieen bildet, nicht umhin können, wörtlich und unverändert hier mitzutheilen.

Einige Chur-Pfälzische emigranten bitten Allerunterthänigst wehmüthigst, daß ihnen aus neben angeführten umständen ein Stück wüst land zur bebau- und bewohnung Allergn. angewiesen werden möge.

Aller Durchlauchtigster
Großmächtigster König!
Allergnädigster Herr rc. rc.

Ew. Königl. Majestät müssen wir neben rubricirte Evangelisch-reformirte und lutherische, mit guten Zeugnissen unseres lebens und wandels Versehene, theils der Religion theils der gewaltigen pressuren halber Vertriebene emigranten mit betrübtem ja recht wehmüthigem hertzen Allerthst zu erkennen geben, wie daß aus bemelten ursachen wir uns genohtdrängt gefunden, nach einem anderen Lande zu ziehen, um durch unserer hände Arbeit vor uns und unsere armen frauen und Kinderen das liebe truckene brodt zu erwerben, gleich wir dann in specie intentioniret gewesen, nach Pensijlvanien, wohin schon verschiedene unserer Glaubensverwandten sich begeben, hinzureißen. Da aber durch sonderbahre fatalitäten es sich fügen will, daß en reguard des Hispanisch und Englischen Krieges wir keine transport-Schiffe erhalten können, gefolglich in der größen betrübniß leben, nicht wissend wo aus noch ein, in ansehung wir wegen des hiesigen langen Verweilens beinah unser noch übrig seiendes geringes Vermögen in Armuth verzehren müssen, ja es zu befürchten stehet, daß bei längerer anstehung wir aus brodtmangel im bevorstehenden

Winter hungers sterben möchten; — da wir nun des endes resolviret sein, uns in Ew. Majestät Landen zu etabliren, unser noch wenig übrig habendes Vermögen zum aufbau als Viehzucht zu employren, und allergnädigst emanirter Verordnung gemäß uns befleißigen wollen, garben zu pflantzen und das unbrauchbare land zu besäung der feldfrüchte sowohl als zu weideland zu allgemeinen nutzen zu aptiren — Also gelanget ahn Ew. Köngl. Majestät unsere Allerthst demüthigste bitte, Sie in hohen Gnaden geruhen, Dero hohen Landesvätterlichen weltberühmten Clemence gemäß unseren betrübten ja recht wehmüthigen Zustand sich zu hertze gehen, und uns ein Stück wüst land zu unserer bewohnung und obgemelten Endzweck anweisen zu lassen. Wir werden es als getreuste unterthanen mit Allerthst Diensten und inbrünstigem Gebett zu Gott vor Ew. Königl. Majestät und Dero hohen Königl. Hausses wohlsein zu demeriren suchen.

Worüber 2c. 2c.

Diese dem Herrn Kammerdirector Geelhaer am 20. Juli überreichte Bittschrift ward von der Königl. Kriegs- und Domainenkammer gleich anderen Tages „dem Richter und Magistrat zu Goch notificiret mit dem Befehl, daß sie zusehen sollten, ob den Emigranten ein gewisser District Heideland auf eine ohnschädliche Weise eingethan werden könnte.“ Am 29. desselben Monats trat der Magistrat hierüber in Berathung, und ertheilte einstweilen den Emigranten die Erlaubniß, durch Bevollmächtigte aus ihrer Mitte den ganzen District der Gocher Heide Behufs Auswahl eines zur Kultur etwa geeigne-

ten Theiles gründlich untersuchen zu lassen; zugleich beschied er die Deputirten für den 8. August nach Goch, um alsdann über den Befund der Untersuchung, so wie über die etwa getroffene Wahl zu Protokoll vernommen zu werden, und die näheren Bedingungen der Ansiedlung mit dem Magistrate vorläufig zu vereinbaren.

So ließ sich denn alles auf's Freundlichste an, und es schien als sollte derjenige Theil der Emigranten, welcher nur der Führung Gottes hatte folgen wollen, schon augenblicklich und noch Angesichts der beiden übrigen Parteien inne werden, daß er das bessere Theil erwählet hätte. Ach wenn sie gewußt hätten, welche Stürme ihrer noch warteten, und welchen schweren, fast über ihr Vermögen gehenden Prüfungen sie entgegen gingen, sie hätten vielleicht doch geschwankt in ihrem Entschlusse, und lieber sich beeilt, das Clever Land, dessen unwirthbaren Boden sie erst mit ihren Thränen netzen und mit dem Schweiße ihres Angesichtes gleichsam erobern sollten, je eher je lieber zu verlassen. Aber es ist gut, daß der Mensch die Dinge, die da kommen sollen, nicht vorher weiß, sondern getrost das Regiment dem lieben Gotte überlassen, sich selber aber kindlich der Führung Dessen übergeben darf, ohne dessen Willen ja auch kein Haar von unserem Haupte fallen kann. In dieser ihrer Hingebung an den Vater im Himmel feierten jetzt unsere Emigranten eine Zeit der Erquickung, der Freude und der Stärkung.

Kap. 6.

Ein Belhel auf öder Heide.

Prachtvoll war in der Frühe des 3. August (1741) die Sonne aufgegangen und verhieß einen herrlichen, aber heißen Tag.

Es mochte ungefähr 9 Uhr Morgens sein, da schritten über die unabsehbare Gocher Heide sieben Männer, deren Tracht sie dem etwa Begegnenden als Fremdlinge verrieth. Der Leser aber kennt sie bereits, es waren die Pfälzer Deputirten Johannes Seemann, Heinrich Hans, Friedrich Conrad, Michael Grossart, Jacob Spee, Adam Becker und Johann Krafft. Sie führten Schüppen mit sich, und gruben bald hier bald dort ein Loch in die Erde, und suchten und untersuchten so genau, daß man sie für fremde Schatzgräber hätte halten mögen.

Es war ja auch wirklich ein theurer Schatz, nach welchem sie verlangten und suchten, ein Schatz, dessen Werth erst der recht fühlt, der, wie sie, ihn einmal verloren hatte. Sie sehnten sich nach einer neuen Heimath, und prüften eben in der Hoffnung, eine solche hier zu finden, sorgsam den Grund und Boden der öden Heide, ob derselbe einer Niederlassung günstig wäre.

Schon seit Sonnenaufgang waren sie mit dieser Untersuchung emsig beschäftigt gewesen. Anfangs hatten sie von Goch aus, wo sie Tags vorher — dem Gocher Protokolle vom 29. Juli entsprechend — sich dem Magistrate als die Bevollmächtigten der in Schenkenschanz

liegenden Emigranten gemeldet hatten, ihren Weg mehr östlich genommen, waren durch das heutige Gocherfeld zwischen der Calcarer Straße und dem damaligen Keerweg über die Heide gegangen, und hatten demnächst vorzüglich den nach Keppeln grenzenden District untersucht, dann aber sich nach Nordwest gewendet, und näherten sich jetzt demjenigen Theile der Heide, durch welchen schon damals die Kuhstraße von Goch nach Schneppenbaum führte. Offenbar war durch das bisherige Ergebniß ihrer Untersuchung die Hoffnung mehr gestiegen als gesunken. Eine untere Erdschicht hatte sich fast überall, wo sie bisher gegraben hatten, besser und culturfähiger erwiesen, als die nur mit Heidekraut bewachsene Oberfläche. Wenn dieser Boden nur in gehöriger Tiefe umgesetzt werden könnte, oder wenn's nur möglich würde, ihn einigermaßen zu bewässern, dann mußte, das erkannten sie sofort, die Kultur sich wohl der Mühe lohnen, ja konnte sogar ein überraschend günstiges Resultat liefern.

Indem nun die Männer, welche vorher sich über die weite Heide zerstreut hatten, eben jetzt auf dem höchst gelegenen Striche derselben, dem noch heute so genannten Gocher Berge, verabredeter Maßen wieder zusammentrafen, und das Ergebniß ihrer Untersuchungen einander freudig mittheilten, überzeugte sie ein sorgfältiger Rundblick von ihrem höher gelegenen Standpunkte, daß der Boden nach Nordwesten hin sich allmälig senkte, und hier bei gleichzeitiger Neigung des Terrains auch von den übrigen Seiten her eine weite Niederung bildete, woraus sie mit Recht sogleich schlossen, dort müßte er feuchter und mithin auch fruchtbarer sein. Ein großer

und anscheinend prächtiger Tannenbusch, welchen sie nordwestlich von ihrem Standpunkte in weiter Ferne als Grenze der Heide erblickten, erhob ihre Vermuthung fast zur Gewißheit, und augenblicklich machten sie sich dorthin auf den Weg, ohne unterwegs noch viel mit Graben sich aufzuhalten.

Ihr Herz war fröhlich bewegt; war ihnen doch zu Muthe, als winkte von jenem Busche aus der Herr und spräche zu ihnen: kommet hieher, dies ist das Land, welches ich euch und eurem Samen nach euch geben will. Hier sollt ihr erkennen, daß ich der Herr bin, der da höret das Flehen der Armen; „wer auf mich trauet, wird das Land erben!" (Jesai. 57, 13). Als sie noch nicht eine halbe Stunde gegangen, und eben auf einer kleinen wellenförmigen Erhöhung angekommen waren, welche bisher den tiefsten Theil der Niederung ihnen noch verdeckt hatte, da gewahrten sie zu ihrer freudigen Ueberraschung inmitten des Heidebodens, der hier von einer Quelle bewässert war, wie eine Oase in der Wüste eine weite, mit üppigem Grase bewachsene Fläche, und nicht fern davon eine Anzahl Kühe nebst etlichen Hirtenknaben, welche gerade im Begriffe waren, der zunehmenden Hitze wegen das Vieh heimzutreiben. Sie beschleunigten ihre Schritte, um die Knaben noch zu erreichen. Johannes Seemann, als der Jüngste und Schnellste, war den Anderen bereits etliche hundert Schritte vorausgeeilt, als er die Knaben einholend sogleich die Frage that, woher sie wären, und wem wohl jener grüne Platz auf der Heide gehörte. Die Knaben schienen ihn nicht verstanden zu haben; mit großen Augen blickten sie den Fremden an, der so ganz anders aussah

und redete, als die Leute der Umgegend; ein verlegenes „Wablif?" war die einzige Antwort. Aber des Mannes seltsam freundliches und gewinnendes Wesen mußte doch zum Herzen der Kinder sogleich den Weg gefunden haben, denn sie liefen nicht fort, wie sie anfangs Lust zu haben schienen, sondern hörten zutraulich seine wiederholten Fragen, bis einer von ihnen frischweg antwortete, sie wären von jenseits der Heide, und wollten ihre Kühe nach Hause holen; jene Weide aber hinter ihnen hieße „die Pfalz", und gehörte Niemandem, sondern Jeder, der Lust hätte, könnte da seine Kuh weiden.

Nun war das Erstaunen auf Seemann's Seite; hatte er gleich die Antwort des Knaben in dem ihm fremden Clever Dialekte nicht völlig verstanden, ein Wort aus derselben hatte doch wie Heimathsklang sein Herz getroffen, und ihn vor Erregung fast zittern machen: der Knabe hatte auf den Weideplatz zeigend den Namen „Pfalz" ausgesprochen. Fast fürchtete sich Seemann, den dieser Knabe ein Engel Gottes bedünken wollte, durch nochmalige Frage die Vorstellung, welche bei dem Klange des theueren Namens wie ein liebliches Traumgebilde seinen Geist umfangen hatte, wieder zu zerstören, und vielleicht in ein bloßes Mißverständniß aufgelös't zu sehen. Aber dennoch, er mußte Gewißheit haben; mit einer fast ängstlichen Spannung bat er nochmals um den Namen dieses Platzes, und siehe es war, wie er es von Anfang mehr errathen als verstanden hatte; sämmtliche Knaben, verwundert über den Eindruck, welchen dieser ihnen so geläufige und gleichgültige Name auf den Fremden machte, bestätigten es: dieser Ort hieß seit undenklichen Zeiten die

Pfalz,*) war in dem gleichen Sinne wie die übrige Heide bisher noch herrenloses, zum Territorium der Stadt Goch gehöriges Gut, und diente den ärmeren Leuten der Nachbarschaft zur freien Kuhweide. Jetzt hielt es ihn nicht länger an der Stelle; bewegten Herzens den Kindern dankend und freundlichen Gruß ihnen zuwinkend, eilte Johannes zurück, seinen inzwischen näher gekommenen Genossen entgegen, und erzählte ihnen, was er so eben vernommen.

Da ward auch ihr Herz wundersam bewegt; sie erkannten und glaubten es nun mit Zuversicht, daß wahrhaftig der Herr ihre Schritte geleitet, daß er hier an diesem Orte ihnen die um seines Namens willen verlassene Heimath wiederschenken und also anheben wolle mit der Erfüllung seines Wortes Marc. 10, 29—30. Jetzt ward es ihnen verständlich, warum vorhin schon aus weiter Ferne der erste Anblick des Busches, den sie von dieser Stelle aus in seiner vollen Pracht nicht fern mehr vor sich liegen sahen, ihr Gemüth mit so seltsamer Ahnung erfüllt hatte, und sie wußten es, schon ehe sie hier den Boden näher untersucht: die Fläche zwischen der Pfalz und jenem Tannenbusche war ihnen

*) Dies ist nicht etwa bloße Tradition, sondern stehet urkundlich fest, wie der Leser später aus etlichen gelegentlich citirten Actenstücken ersehen wird. Entweder stammte der Name, welcher in den Urkunden jener Zeit abwechselnd „Valz“ oder „Vals“ oder auch „Pfalz“ geschrieben wird, von palus „der Sumpf“, weil der Platz sehr feucht war, und zwischen dem Grase auch etwas Schilf sich befand (wie ältere Leute sich noch gut erinnern) — oder vielleicht von pālus „der Pfahl“, weil der Römische Pfahlgraben, welcher noch heute unter dem Namen „Landwehr“ stellenweise vorhanden ist, in der Nähe jenes Platzes vorbeilief.

vom lieben Gott zur Stätte ihrer Ansiedelung zugedacht. Rasch hatten sie hier und da den Boden mit ihren Schüppen untersucht, und bald sich überzeugt, daß wirklich, wie sie vermuthet, hier in der Niederung wegen der größeren Feuchtigkeit die Cultur der Heide am leichtesten und lohnendsten sein würde.

Da wiederholte Johannes Seemann unwillkürlich die Schlußworte des 27. Psalmes, welche unlängst am Strande des Rheines ihnen und allen ihren Leidensgenossen so tröstlich gewesen waren: „ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen; harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn!“ — und wieder falteten sich wie damals die Hände unwillkürlich zum Gebete, und die sieben Männer dankten einmüthig aus tiefstem Herzensgrunde dem Herrn, der ihnen bisher geholfen, und gelobten ihm, wie Jacob zu Bethel, daß so Gott würde mit ihnen und ihren Kindern sein, und sie behüten, und ihnen Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, sie ihm an dieser Stätte einst ein Gotteshaus errichten, und ihm dienen wollten, sie und alle ihre Nachkommen.

Kap. 7.

Die frohen Aussichten trüben sich wieder.

Pünktlich erschienen am 8. August die Pfälzer Deputirten vor dem versammelten Magistrate zu Goch und vollzogen mit demselben einstweilen folgendes Protokoll:

„Da die Bevollmächtigten der Emigranten nach genommenen Augenschein und visitation referiret, daß sie

zur Urbarmachung vor etwa 19 Familien bestehend in 120 Personen ungefähr 240—250 holländische Morgen einen District ausgesehen, welcher sich in der Niedrigung zwischen dem Dannenbusch und der Schneppenbaum'schen Landtwehr an beiden Seiten der Straße von Gennep nach Calcar gehend, neben der Valz bis auf gemelter Schneppenbaum'scher Landtwehr hin erstrecket, allwo sie den Grund zur Urbarmachung am bequemsten gefunden, weilen es an anderen Orten auf dieser Heide an Wasser fehlet, so ihnen sowohl vor Menschen als Vieh unentbehrlich: Man hat darauf aus Mittel des Magistrats eine Deputation zur Besichtigung dieses Districts veranlaßt, welche nach derselben abgestatteten Relation diesen District vor der Hand dem publico nicht schädlich zu sein findet. Nur möchten die Annehmer die anzulegende Gebäude und Grenzen dergestalt einrichten, daß die daran schießende Gemeindeweide (Valz) vor wie nach freie Gemeinheit zum Weidegange bleiben, und nicht umgegraben werden möge."

Schon am zweiten Tage nach Abschluß dieses vorläufigen Vertrages statteten die Emigranten der Kammer zu Cleve „den demüthigsten Dank ab, daß S. Majestät*) in hohen Gnaden ihren betrübten Zustand zu erwägen Gefallen getragen, und sie arme Menschen gewürdigt, als getreue Unterthanen in Dero Königlichen Schutz zu nehmen, mithin unbrauchbar land zu besaam- und bebauung ihnen anzuweisen befohlen; da sie aber in den

*) Alle an die Kammer und an die Regierung gerichteten Schreiben hatten vorschriftsmäßig die Form, als wären sie an Se. Majestät den König selber gerichtet, umgekehrt unterzeichneten die genannten Behörden „anstatt und von wegen Seiner Majestät."

ersten fünf Jahren wenig oder gar keinen nutzen von diesem wüsten dürren Heidelande ziehen könnten, so möge S. Majestät Allergnädigst ihnen wenigstens zehn Jahre Schatzfreiheit ertheilen, das davon nach deren exspirirung abzuführen Verpflichtete auf ein geringes determiniren lassen, und sie mit einig holtz, Steinen und Kalk zum häuseraufbau begnadigen".

War es denn den armen Emigranten zu verdenken, wenn sie herzlich dankbar und froh über die Wohlthat, nunmehr Unterthanen eines edelen, protestantischen Königs geworden zu sein, diese Wohlthat nur aus der barmherzigen Erwägung ihres betrübten Zustandes ableiteten und daher auch zu den Räthen eines solchen Regenten die kindliche Zuversicht hegten, daß sie denselben jetzt mit ihren weiteren wohlbegründeten Anliegen getrost nahen und der Gewährung gewiß sein dürften? Aber sie sollten bald erfahren, daß zwischen dem himmlischen Vater, der nicht müde wird zu geben denen, die ihn bitten, und einem landesväterlichen Regierungs-Collegio, ob es schon an Gottes statt sein obrigkeitliches Amt führet, doch ein ungeheuerer Unterschied obwalte, namentlich in Ansehung des Spruches: bittet so wird Euch gegeben! Unter dem 17. August genehmigte die Clevische Kammer zwar vorläufig das Gocher Protokoll vom 8. und befahl baldigst einen Erbpachtsvertrag mit den Ansiedlern aufzustellen, aber die doch so natürliche Bitte der Letzteren um gnädige Unterstützung bei ihrem schweren Werke hatte die Herren unangenehm berührt, und veranlaßte nur den zusätzlichen Befehl an den Gocher Magistrat: „vorher wohl zu untersuchen, ob die Ansiedler zur Entreprenirung solchen Werkes genug bemittelt wären,

damit keine Hütten anstatt Häuser gebaut, und nur Anderen zur Last kommende Bettler wo nicht gar Holz- und Wilddiebe angesetzet werden möchten". Solches ward beschlossen in einer gemeinschaftlichen Sitzung der Regierung und der Kammer, in welcher überhaupt ein Geist unbarmherziger Strenge gegen alle Emigranten geherrscht zu haben scheint; denn eben in jener Sitzung war es, wo zugleich decretirt ward, „diejenigen, welche von der Kammer nicht angenommen würden, sollten binnen 8 Tagen aus dem Lande gejaget, auch zu abkehrung dergleichen leuthen aus hiesigen Ländern ein Schreiben an die Stadt Cölln, auch nach Düsseldorff erlassen werden". Ueberhaupt ist die durch spätere Tradition verbreitete Meinung, als hätte die Preußische Regierung unsere Pfälzer mit offenen Armen — ähnlich wie 10 Jahre früher die vertriebenen Salzburger — empfangen, eine grundfalsche. Der Leser wird sich noch zu überzeugen Gelegenheit haben, wie mißtrauisch vielmehr, ja wie hart und grausam die armen Ansiedler so lange behandelt worden sind, bis ihr Verzweiflungsschrei unmittelbar zu den Ohren des Königs drang, und dieser persönlich ihnen ein Retter aus der Noth ward, und eine günstigere Wendung ihres traurigen Schicksales herbeiführte.

Einstweilen ahnten unsere Emigranten noch nichts von der argwöhnischen Gesinnung, welche in dem Clever Regierungs-Collegium (vermuthlich in Folge der inzwischen eingelaufenen Magistratsberichte über das nothgedrungene Betteln der zu Rindern liegenden Pfälzer) bereits gegen sie Platz gegriffen hatte. Froh und hoffnungsvoll fanden sich ihre Deputirten der ihnen gewordenen Ladung gemäß am 23. August in Goch zur Ab-

schließung des Erbpachts=Contractes ein. Der Magistrat, nur in der allermildesten Weise der ihm von der Königl. Regierung gewordenen Weisung entsprechend, stellte ihnen zuvörderst vor:

„wie diese sterile Gründe viel Arbeit und Kosten erforderten, wenn dieselben ur= und nutzbar gemacht werden sollten, und sie deshalb nicht so facil sein möchten, das Werk so schlechterdings zu entreprениren, ehe sie und bevor sie von denen ersten ohnumbgänglichen Anlagen einen Ueberschlag gemacht, und denselben bestreiten könnten.“

Hierauf aber erklärten die Deputirten:

„gleichwie sie die Natur des Terrains gründlich untersuchet, und diesen ausgesuchten District an Güte und Situation zur Viehzucht dem übrigen Theil der Gocherheide präferiren thäten, so zweifelten sie nicht unter Gottes Beistand durch ihre eigene Arbeit mit Graben und Umsetzen um so viel ehender die Urbarkeit zu befördern, als sie mit erwachsenen Kindern versehen und Alle zu solcher Arbeit tüchtig, auch zum Theil noch ein geringes Vermögen mitgebracht, so sie zu diesem Werke zu employren Willens wären.“

Es ward nun ein Erbpachtsvertrag vollzogen, durch welchen den Ansiedlern — an der schon oben näher beschriebenen Stelle neben der Pfalz — vorerst 246 Morgen Heidegrund (à 600 R. p. M.) übergeben wurden, und zwar für die ersten fünf Jahre ganz zinsfrei, für die zweiten fünf Jahre zu halbem Zinse, demnächst aber vom 1. Juni 1752 zu dem vollen Zinse von jährlich 2 Thlr. pro Morgen. Anbelangend dagegen die erbetenen

Baumaterialien, so „würde dieser Punkt von Sr. Majestät Allergnädigsten anderweiten Disposition und landesväterlichen Hulde und Gnade vor diese arme Leuthe lediglich abhangen". §. 8 dieses Vertrages enthielt noch die besondere Verpflichtung der Ansiedler, für jeden empfangenen holländ. Morgen außerdem zu Gunsten der Kämmereikasse je 2 Ruthen Heidegrund in Holzkultur zu bringen; endlich §. 9 verbürgte ihnen den Mitgebrauch der Valz, solange selbige gemein bliebe, verbot ihnen aber in derselben Plaggen zu hacken oder sie sonst zu beschädigen.

So hatte denn nun durch den Erbpachtsvertrag vom 23. August 1741 der Ansiedlungsplan eine thatsächliche feste Grundlage erhalten. Aber was nützte den armen Emigranten dieser Vertrag, so lange ihre Bitte um die unentbehrliche Beihülfe noch keine Erhörung gefunden hatte? Ohne die letztere wäre es verwegen gewesen, das Werk in Angriff zu nehmen. Daher blieben sie auch ferner mit den Ihrigen bei Schenkenschanz unter freiem Himmel in nur nothdürftigst errichteten unterirdischen Hütten liegen, verstärkt noch um etliche handwerkskundige Genossen nebst deren Familien, welche ohne selber schon Heideland zu pachten ihnen zur Hülfe mit zu ziehen gedachten. Trotz der allerbittersten Einschränkung schmolz ihre Baarschaft täglich mehr zusammen, denn sie mochten und durften nicht die Mildthätigkeit der Landesbewohner in Anspruch nehmen, sondern begnügten sich mit dem, was sie, wo irgend Arbeitsgelegenheit sich bot, zu verdienen vermochten, oder was sie Sonntags für das Singen geistlicher Lieder an protestantischen Häusern freiwillig erhielten. Aber sie konnten

sich nicht verhehlen, wenn ihr nothgedrungenes Zuwarten noch lange dauerte, so ward trotz Erbpachtsvertrages die Ausführung des Kolonisationsplanes zur Unmöglichkeit; ja wenn der immer näher kommende strenge Winter sie noch unter freiem Himmel fand, so mußten sie ihrem Elende erliegen.

Bereits war es Mitte September und immer hatten sie noch keinen Bescheid auf ihr Unterstützungs-Gesuch vom 10. August, obwohl sie doch längst der Forderung ihr noch vorhandenes baares Vermögen anzugeben und vorzuzeigen nachgekommen waren. *) Da wagten sie es am 15. September „nochmahlen wehmüthig fußfällig zu bitten, S. Majestät (d. h. die Clever Regierung) wolle in hohen Gnaden geruhen, da sie, wie ex attestatis ersichtlich, ehrliche und wohlaufgeführte persohnen wären, und nur der religion wegen Schutz bei S. Majestät suchten, sie mit einer Allergnädigsten resolution zu erfreuen". Die dürre Antwort aber auf die wahrhaft rührende Bittschrift lautete: „man könne mit ihnen nicht entriren." Gleichzeitig ward dem Magistrat zu Goch befohlen, „die Emigranten, wenn sie sich wieder meldeten, abzuweisen, sofern sie nicht auf jegliche Unterstützung verzichten, und den Bau der Häuser wie der Urbarmachung der Heide ganz aus eigenen Mitteln unternehmen wollten".

Diese unbegreifliche Härte der Königl. Regierung gegen die anfangs doch ziemlich freundlich aufgenomme-

*) Dasselbe belief sich nach fünfmonatlicher Einzehrung am 1. September 1741 nur noch auf je 200 Thlr. bei den reichsten, und sogar nur noch auf 30 Thlr. bei den ärmsten Familien.

nen Emigranten findet ihre Erklärung wohl nicht ausschließlich in dem damals bestehenden, und sogar vierteljährlich in den Kirchen publizirten scharfen Edicte gegen das Betteln, namentlich fremder Armen — an welches Edict der Magistrat von Cleve die Königl. Kammer in Bezug auf die Pfälzer erinnert hatte, — sondern zum großen Theile auch in den mancherlei Verdächtigungen, welche von Leuten, denen die Ansiedlung dieser Exsulanten ein Dorn im Auge sein mochte, versucht worden waren. So hatte, um ein Beispiel anzuführen, der Oberförster J. unter dem 8. September: „nachdem er äußerlich vernommen, daß die Pensilvanier sich ohnweit den Tannenbüsch auf der Gocherheide in die sogenannte Pfaltz häuslich niederlassen wollten, von Ambts und Pflichtswegen allerunterthänigst anzeigen zu müssen geglaubt, daß wann gedachten leuthen dies permittiret würde, S. Majestät mehreren Schaden in den Gehölzen leiden, als Vortheil *) dabei haben werde, in Betracht da dieser ohrten sonsten anderstwo kein Brandholz als aus gemelten Gehölzen zu bekommen sei". Ein anderes Bedenken, welches man bei der Königl. Kammer zu erregen sich bemüht hatte, bestand darin, daß solche elende Leute, wie die Emigranten, doch nichts Rechtes zu Stande bringen, sondern sehr bald wieder weiter ziehen würden, folglich alles für sie verwendete Geld nur eine zwecklose Vergeudung sein würde.

Aber der Herr, welcher das Schreien der Armen höret, und nicht zu Schanden werden läßt, die auf ihn

*) Wenn doch der besorgte Oberförster einmal die heutigen Steuerrollen von Pfalzdorf einzusehen vermöchte, wie würde der wohl staunen!?

trauen, erweckte ihnen dagegen einen freundlichen und weisen Rathgeber in der Person eines um jene Zeit an die Kammer nach Cleve versetzten Kriegsrathes Herrn von Raesfeld. Dieser, die wahre Sachlage wohl durchschauend, setzte ihnen im Vertrauen eine Bittschrift auf, welche in der Form nochmaliger Bitte um gnädige Resolution auf die Supplik vom 15. September „zu derselben Beförderung einige allerunterthänigste Erinnerungen beifügen wollte", und nun in geschickter Weise sowohl dem etwa vorhandenen Verdachte entgegentrat,*) als namentlich auch ganz neue Gesichtspunkte zu günstiger Beurtheilung des Colonisations-Unternehmens eröffnete.

*) Unter Hinweisung auf die zwei vielleicht entgegenstehenden Bedenken sagte die Bittschrift: „ad 1) erinnern wir, daß wir zufolge unserer vorgewiesenen Attesten ehrliche evangelische Christen sind, welche nur dahin trachten, unsere Familien ehrlich zu ernähren, Gott zu dienen, und gegen unsern Landesherrn uns so aufzuführen, wie getreuen Untertbanen geziemet; und obgleich unsere Mittel gering sind, so leben wir doch der festen Versicherung, es werden unsere heimgelassenen besser bemittelten Mitbrüder uns mit einer christlichen Beisteuer zu diesem heilsamen Zweck assistiren. Dabei haben wir unter uns alle Handwerksleute, als Maurer, Schreiner und dergleichen, so daß uns das Bauen über die Materialien weiter nicht zu stehen kommt. Es wäre also ein überaus unbesonnenes ja ganz unvernünftiges Verfahren, wenn einer Unserer etwas zu übernehmen sich unterstände, welches er unter göttlichem Beistand nicht auszuführen versichert, sondern nachdem er das Seinige verbaut und verackert, sich wegbegeben würde. ad 2) verpfänden wir nicht allein unsere Hab und Güter davor, daß keiner Unserer den geringsten Zweig entwenden werde, sondern wir werden, um den geringsten Verdacht zu vermeiden, so viel Holtz als ein Jeder für seine famille nöthig, alljährlich von Ew. Königl. Majestät Forstamt anpachten".

So z. B. recurrirte diese Bittschrift ausdrücklich auf ein bestehendes Königl. Edict „wegen Peuplirung des Landes", erinnerte daran, daß die jetzige Ansiedlung voraussichtlich große Folgen für die Zukunft haben, und die jetzt erbetene Unterstützung reichlich durch die späteren Steuern aufgewogen werden würde; endlich daß ja der Stadt Goch, als welche den Erbzins empfangen würde, die Deckung oder mindestens der Vorschuß der für den Anfang unentbehrlichen Subvention anbefohlen werden könnte.

Diese unter dem 23. September der Kammer präsentirte Bittschrift führte endlich eine günstige Wendung herbei; noch selbigen Tages ward dem Magistrat zu Goch befohlen „zu überlegen und zu erwägen, wie den Supplikanten zu helfen, und sie auf die Heide gesetzt werden könnten"; zugleich ward versprochen, die Kammer werde „in deren faveur nach Hofe berichten und vorschlagen, ob der König gemäß dem Edicte wegen peuplirung des Landes nicht aus Gnaden diesen Leuten mit etwas Holtz, Kalk und Steinen oder mit baarem Gelde beispringen wollte, um dadurch noch mehrere zu encouragiren sich hier im Lande anzusetzen" — ein Bescheid, in welchem sich offenbar der Einfluß desselben Herrn von Raesfeld geltend machte.

Kap. 8.

Nach Nebel folgt Sonnenschein.

Am Montag den 2. October 1741 versammelte sich schon in aller Frühe auf dem Marktplatze zu Goch vor

dem dortigen reformirten Pfarrhause eine beträchtliche Anzahl evangelischer Bewohner der Stadt, denen auf die Kunde, daß heute die Pfälzer Emigranten eintreffen und begrüßt werden sollten, auch manche Andersgläubige sich anschlossen; denn was man bisher von jenen armen Unglücklichen vernommen, das hatte Aller Herzen gerührt, und nicht blos die Protestanten, sondern auch die katholischen und israelitischen Einwohner der Stadt waren gespannt, die oberländischen Exsulanten, welche fortan die nächsten Nachbarn der Stadt Goch werden sollten, zu sehen. Um halb 9 Uhr traten aus der Pastorat die Prediger Schulz und Soistmann von Goch nebst dem Prediger Kruimel aus der angrenzenden Gemeinde Calcar sammt seinem Consistorio, desgleichen eine Deputation des Gocher Magistrates, bestehend aus den Herren J. Schadden, D. A. Brüll und Richter Pauli. Sofort ordnete sich der Zug und bewegte sich, den Magistrat und die Prediger an der Spitze, zum Clever Thore hinaus nach der Heide. Bei der sogenannten Pfaltz, woselbst sich auch der Prediger Mann aus Moyland nebst seinem Consistorio und etlichen anderen Gemeindegliedern zum feierlichen Empfange der Emigranten einzufinden versprochen hatte, wollte man die Letzteren, welche gegen 10 Uhr dort eintreffen sollten, erwarten.

Ein dichter Herbstnebel lagerte noch über der Erde, als man die Stadt verließ, aber schon leuchtete jenseits desselben die Sonne, und verlieh ihm, indem sie ihn immer tiefer herabdrückte, allmälig das Ansehen einer erglänzenden Lichtwolke. Als man die Pfalz kaum erreicht, und die dort bereits wartende Deputation aus

Moyland eben begrüßt hatte, hörte man schon aus geringer Ferne, ehe noch der fallende Nebel einen deutlichen Durchblick gestattete, in kräftigen feierlichen Tönen den Choral erschallen:

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der treuen Vaterpflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo Dein Fuß gehen kann.“

Noch etliche Verse und die singende Schaar war der Pfalz bereits so nahe gekommen, daß man deutlich die Umrisse des Zuges unterscheiden konnte. Da, als der vierte Vers begonnen:

„Weg hast Du aller Wegen,
An Mitteln fehlt Dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht!“

zerriß der letzte Nebelschleier und strahlend schien die Sonne hindurch, und beleuchtete eine Gruppe von Menschen, bei deren Anblick in diesem Momente ein Schauer der Andacht und der Rührung die Reihen der ihrer Wartenden durchlief. Nach Familien geordnet, Vater und Mutter je von ihren größeren und erwachsenen Kindern umgeben, kleinere Kindlein zum Theil auf dem Arme tragend — die Karren, auf welchen etliche Glaubensgenossen aus Keeken und Schenkenschanz die Effecten der Emigranten, und abwechselnd auch die Ermüdeten und Schwachen, gefahren hatten, waren in einiger Entfernung auf der Kuhstraße wartend zurückgeblieben — so nahten langsam die Emigranten. Für diesen Fest=

und Freudentag hatten sie ihre besten, sonst sorgsam verwahrten Feierkleider angethan und sahen wirklich überraschend schön aus in ihrem oberländischen Costüme. Ehrwürdige, stattliche Männer und Frauen, kräftige, große und schlanke Burschen, liebliche durch ihre fremde, reizende Tracht noch schöner erscheinende Mädchen waren in diesem Zuge — aber ihnen allen stand deutlich eine lange trübe Leidensgeschichte auf dem Angesichte geschrieben, und unverkennbar waren namentlich die traurigen Spuren des Darbens, der Noth und des Grames der letzten Monate. Doch heute leuchtete aus Aller Augen ein Glanz der Freude, der die Trauer verklärte, ähnlich wie vorhin die Sonne den Nebel, den sie noch nicht zu zerreißen vermochte, in ein Lichtgewölk verwandelt hatte, heute war's nicht blos der Ausdruck rührender Entsagung und Ergebung, oder leidens- und siegesmuthiger Glaubenszuversicht, was so unwillkührlich die Sympathie für diese Leute erregte, sondern der Triumph der Ueberwinder, die Seligkeit dankender Anbetung der Wege Gottes strahlte von ihrem Angesichte, und stimmte Alle, die sie sahen, zur Andacht.

Es geschah ganz unwillkührlich, als hätte es gar nicht anders sein dürfen, daß in dem Augenblicke, wo der Zug der Emigranten still stand und ehrerbietig Johannes Seemann als ihr Sprecher entblößten Hauptes an den Magistrat von Goch und die vier anwesenden Prediger herantrat, um für so freundliches Entgegenkommen den tiefgefühlten Dank im Namen seiner Genossen auszusprechen, Aller Häupter sich entblößten, und mit einer Andacht, als wären sie in der Kirche, ihm zuhörten. Redete hier doch auch ein Kind Gottes, das

wie zuvor in den dunkelsten Trübsalswegen, so jetzt in der Freude und Erquickung dieses Tages vor allem die Liebe und Güte des himmlischen Vaters erkannte und dankbar empfand, und eben deshalb auch um so demüthiger und dankbarer die Liebe und Freundschaft der Menschen anzuerkennen vermochte. Als er sein schlichtes herzliches Wort geendet, da begrüßten nacheinander die Prediger Schulz und Soistmann von Goch die Emigranten, jener mit dem Worte des 118. Psalmes „wir segnen Euch, die ihr vom Hause des Herrn seid!“ — dieser mit dem Rufe des 121. Psalmes „der Herr behüte Deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit,“ und öffneten ihnen, bis sie dereinst selber ihre künftige Heimath mit einem Gotteshause geschmückt haben würden, freundlich den Zutritt zu ihrer Gemeinde. Der Richter Pauli aber und Bürgermeister Brüll hießen sie willkommen im Namen des Magistrates und der Stadt Goch, versprachen ihnen Schutz und Hülfe bei dem schweren Werke ihrer Ansiedelung und erfreuten sie namentlich mit der Nachricht, daß in Goch einstweilen für ihr nothdürftiges Unterkommen Fürsorge getroffen wäre, bis sie im nächsten Frühjahr ihre eigenen Wohnungen auf der Heide würden bauen können. Auch den Prediger Kruimel von Calcar, dessen Gemeinde die östliche Grenze der neuen Emigrantenkolonie bildete, drängte sein Herz, die lieben Fremdlinge und künftigen Nachbarn, die der Herr in unser Land geführt, mit einem Worte Gottes willkommen zu heißen, und erinnernd an den dichten Nebel, den eben zuvor die liebe Sonne durchbrochen und zerstreut hätte, sprach er zu ihnen von den Nebeln der Trübsal und Sorge, die nach

Gottes heiligem Willen so lange Zeit über ihren Häuptern gelagert, und den Blick des Glaubens manchmal verdüstert hätten, nun aber von der Sonne der Gerechtigkeit und Gnade durchbrochen würden, und wie in prophetischer Begeisterung rief er über sie die Weissagung des Propheten Maleachi: „Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter desselbigen Flügeln, und ihr sollt aus- und eingehen und zunehmen wie die Mastkälber!" (Mal. 4, 2.) — Zuletzt trat noch der jugendliche Pfarrer Mann von Moyland, dessen Gemeinde (damals noch ganz Schneppenbaum mit umfassend) von Norden und Nordosten her die neue Ansiedlung umschloß, mit dem Verheißungsworte des Herrn Marc. 10, 29 — 30 den Emigranten entgegen, und indem er im Geiste sie zurückversetzte in die schöne Pfalz, die sie um des Evangelii willen verlassen hätten, fand er schon eine Erstlingserfüllung dieses Wortes in dem merkwürdigen Umstande, daß eben die Stelle, wo sie durch Gottes Führung hier ständen, von Alters her auch die Pfalz geheißen, und ihrer gleichsam gewartet habe; und ob's auch einstweilen eine Pfalz inmitten der dürrsten Heide wäre, der Herr, welcher ihnen und ihren Nachkommen wohl noch eine große Mission für die hiesige Gegend vorbehalten habe, werde, wie sie ihm nachgefolget wären durch Kreuz und Schmach, mit ihnen und ihren Kindern auch in dem dürren Lande sein, und werde zu der dürren Heide sprechen: „Es lasse die Heide aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage" (1. Mos. 1, 11) — also daß dermaleinst noch ihre spätesten Nachkommen dankend

und lobpreisend an das Wort des Herrn beim Propheten Hosea zurückdenken würden: „Ich nahm mich ja Deiner an in der Wüste, in dürrem Lande!“ (Hosea 13, 5.)*)

Lieber Leser, vermagst Du es wohl nachzufühlen, was die armen Exsulanten, die bisher nichts als Schmach, Verfolgung und Angst erfahren hatten, in dieser Stunde der Freude und der Erquickung empfanden, wo ihnen beim Einzug in die neue Heimath so viel Freundlichkeit und Güte der Menschen, und so viel Trost und Verheißung des göttlichen Wortes entgegenkam? Auch die Freude hat ihre Thränen! Gleichwie der trübe Herbstnebel, welchen kurz zuvor die Sonne durchbrochen und überwunden hatte, jetzt in hellen, perlenden Tropfen an den Grashalmen und den Heidekräutern des Bodens hing und den Glanz der Sonne funkelnd zurückstrahlte, so glänzten jetzt in den Augen der Emigranten die überwundenen Trübsale der jüngsten Vergangenheit als Freuden- und Dankesthränen, in denen die Sonne der göttlichen wie auch der menschlichen Güte und Freundlichkeit sich abspiegelte; ja ein Schluchzen kam über die weinenden Weiber und Mädchen, welches eine fast sympathetische Wirkung auf alle Anwesenden ausübte. Aber wie unendlich verschieden war doch dasselbe von jenem Schluchzen, welches 11 Wochen früher am Strande des Rheines laut geworden war: dort der Ausdruck des verzagenden Schmerzes, in welchem der Glaube hoffnungslos unterzugehen schien, hier der Ausdruck der dankbarsten Freude, in welcher der Glaube den Sieg über alle erduldete An-

---

*) Die heutige Gemeinde Louisendorf führt wirklich dieses Wort in ihrem Kirchensiegel.

fechtung feierte. — Innerlich auf's tiefste ergriffen trat aus der Reihe der Emigranten eine ehrwürdige Gestalt hervor, Jacob Spee, ein großer und immer noch rüstiger und starker Mann, obwohl sein Haar schon den Silberglanz des Alters hatte, und seine hohe Gestalt unter dem Drucke schwerer Lebenserfahrungen ein wenig gebeugt erschien. Treuherzig und innig reichte er dem Richter Pauli, dem Bürgermeister Brüll und den vier Predigern die Hand, und sagte dabei in schlichten aber rührenden Worten, er sei nicht gelehrt, sondern nur ein einfältiger Bauersmann, aber er meine doch als der Aelteste unter seinen Gefährten es aussprechen zu müssen, was sie gewiß Alle fühlten; und wenn er's nicht mit eigenen Worten vermöchte, so könne er's doch mit einem lieben Bibelworte sagen; ihnen, den so lange Verwais'ten und Verlassenen, sei es jetzt gerade gewesen, als hätte der Herr zu ihnen gesagt: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch!" (Joh. 14, 18) — und da könne er nur mit dem Worte Jacobs antworten, dessen Namen er trage: „ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast!" (1. Mos. 32, 10).

Noch manche Rede und Gegenrede erfolgte jetzt; die Einheimischen mischten sich unter die Fremden zu freundlichem Zwiegespräche, und hatten ihre Lust an dem schlichten, traulichen und dankbaren Wesen der Letzteren, so wie an deren fremdartiger aber wohllautender Sprachweise. Der feierliche Ernst, welcher anfangs vorgewaltet, lös'te sich in eine immer fröhlichere Stimmung, bis ein inniges Dankgebet, vom Prediger Schulz gesprochen, in welches die ganze Versammlung mit einem begeisterten

„Nun danket Alle Gott!" einfiel, die Empfangsfeier auf der Heide beschloß, und Alle gemeinsam den Weg nach Goch antraten, woselbst für eine angemessene Bewirthung der Pfälzer bereits gesorgt war.

Dies war der Tag der höheren Weihe für die zukünftige Ansiedlung — eine Antiphonie im lauten Chore auf den ersten Weihespruch, welchen am 3. August das Gebet jener sieben Männer über die Heide gesprochen hatte, ein unvergeßlicher Fest- und Freudentag, welchen der Herr unseren Pfälzern Ansiedlern zur Stärkung auf die nun folgenden schweren Arbeits- und Leidenstage bereitet hatte, damit ihnen die Erinnerung dieses Tages ein heller, tröstlicher Stern bliebe in der stürmischen Nacht der Trübsal, welche, ach wie bald, auf's neue, ja noch dunkler als je vorher über sie hereinbrechen sollte. Wohl ihnen, daß einstweilen vor ihren Augen verborgen war, was die nächsten zwei Jahre ihnen noch bringen sollten, denn ihre Freude war nun von keinem Seufzer getrübt, und es waren nur die fröhlichen frommen Klänge heiliger Loblieder, welche am Abende jenes schönen Tages aus den Wohnungen der Emigrantenfamilien auf die Straßen von Goch drangen.

Kap. 9.

„Ich hoffte auf's Licht, und kommt Finsterniß".

(Hiob 30, 26.)

In einer finsteren stürmischen Februarnacht des Jahres 1742 schimmerte noch ein matter Lichtschein durch das trübe Fenster eines kleinen armseligen Hauses auf

der Roggenstraße in Goch, während der schneidend kalte Wind von draußen den feinen mit Schnee untermischten Regen gegen die Gläser trieb. Im Hause war es still; nur von Zeit zu Zeit drang ein herzzerreißendes Stöhnen und Wimmern in die Nacht hinaus, und eine sanfte Stimme suchte dann offenbar nach Worten des Trostes und der Beruhigung. Die kleine Stube aber, aus welcher diese Laute kamen, bot einen unbeschreiblich traurigen Anblick. Auf einem elenden Lager an der einen Wand schliefen drei bleiche, hohlwangige Kinder, welche in dem fast schaurigen Halbdunkel des armseligen Zimmers so geisterhaft aussahen, daß man sie für todt hätte halten können, wenn nur ihr Schlummer weniger unruhig gewesen wäre. Auf einem Bette ihnen gegenüber lag der Vater, ein Mann von 36 Jahren, abgezehrt, bleich und regungslos, der aber war seit etlichen Stunden wirklich todt. Es war Philipp Wendeling, einer der Emigranten, welcher vor noch nicht 5 Monaten so freudig und hoffnungsvoll mit seinen Gefährten in Goch eingezogen, und nun bereits dem Uebermaße von Anstrengung und Kummer erlegen war.

Ob es ihm leicht geworden, diese Erde, die für ihn ein rechtes Jammerthal gewesen, zu verlassen? Ja, wenn das arme junge Weib nicht da gewesen wäre, die erst vor 6 Wochen zum vierten Male Mutter geworden, und wenn diese vier hülflosen Kindlein ihn nicht so mächtig an die Erde gefesselt hätten, wie freudig hätte er dieselbe mit der himmlischen Heimath, deren er durch Jesum Christum fröhlich gewiß war, schon längst vertauscht! Nun aber war ihm das Sterben schwer, sehr schwer geworden. Sein lieber Freund und Gevatter Jo-

hannes Seemann, welcher sammt seiner jugendlichen, ihm ganz gleich gesinnten Gattin Anna Margaretha Petry die kleine Anna-Margareth, des Wendeling jüngst geborenes Töchterlein, am 14. Januar aus der Taufe gehoben hatte, war während seiner Krankheit sein treuer Pfleger gewesen, und war nur dann, wann seine Pflicht ihn nach Hause oder an das Krankenlager anderer Genossen rief, oder wann gerade einer der Prediger oder der Arzt, der freundliche und den Emigranten so wohlwollende Dr. Speck*) bei dem Kranken war, von dessen Seite gewichen. Immer hatte Johannes noch gehofft, Gott werde sein Flehen um des armen Freundes Leben erhören, und hatte dessen Frau mit dem Troste der heil. Schrift aufrecht zu halten vermocht, indem er das Wort des Herrn „die Krankheit ist nicht zum Tode!“ (Joh. 4, 4) nur zu gern in dem Sinne auslegte, den sein Herz wünschte. Als sie aber vor drei Tagen den Jacob Kalbfuß begraben hatten, den ersten der Emigranten, welcher dem ausgebrochenen Nervenfieber als Opfer gefallen war, und der ja auch ein noch ganz junges Weib mit zwei nun verwaisten Kindern hatte zurücklassen müssen, als ihm die herzzerreißende Klage der jungen Wittwe an dem offenen Grabe ihres Mannes wie der ernste Ruf Gottes durch die Seele gedrungen war „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege!“ — da war ihm auch um seinen Freund Wendeling bange geworden. Und

*) Derselbe hat später, obwohl in Goch wohnhaft, sich bei der Regierung die Erlaubniß ausgewirkt, zur reformirten Gemeinde von Pfalzdorf gehören zu dürfen, und ist dort viele Jahre lang beständig ein Glied des Konsistorii gewesen.

wirklich hatte seitdem dessen Krankheit eine hoffnungslose Wendung genommen, so daß Johannes jeden klaren und ruhigen Augenblick, welcher dem Kranken noch zu Theil ward, dazu benutzt hatte, mit ihm vom Todesüberwinder zu reden, und auch das arme erschrockene Weib auf das Schlimmste vorzubereiten. Als endlich heute dem Philipp Wendeling es selber gewiß geworden, daß für ihn die Zeit des Scheidens gekommen wäre, da hatte er, nachdem er lange und heftig mit Gott gerungen und seine Seele endlich getrost und stille zu Gott geworden war, seiner trostlos weinenden Gattin noch das Wort gesagt „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten!" und sie ermahnt, aus der Hand Gottes, der ja die Wittwe und Waisen gewiß nicht verlassen noch versäumen werde, auch dieses Schwerste still und ohne Murren hinzunehmen, hatte für sie und die armen kranken Kindlein, die vielleicht schon bald ihm nachfolgen würden, bewegten Herzens gebetet, und sie nächst Gott dem Freunde Johannes und dessen liebreichem Weibe zum Schutze anbefohlen, dann aber sich ruhig hingelegt, und so lange sein Bewußtsein dauerte, nur von dem himmlischen Jerusalem, in welchem auch während der Fieberphantasieen seine Gedanken weilten, sich durch seinen bibelkundigen Freund erzählen lassen. So war er gegen Mitternacht sanft und selig entschlafen.

Ein markdurchdringender Schrei des Entsetzens war seinem Weibe entfahren; sie hatte, für keinen Trost zugänglich, wie eine Verzweifelnde sich geberdet. Allmälig jedoch war sie still geworden, aber es war eine unheilvolle Stille; die Augen waren thränenlos und starr, und nur von Zeit zu Zeit fuhr sie ächzend auf, und

stieß auf's neue erschütternde Wehklagen aus. Dann aber saß sie wieder starr und regungslos da, zwischen dem todten Gatten und den drei todtkranken Kindern, und man hörte abwechselnd mit dem Wimmern der letzteren nur das Heulen des Windes draußen, und das unheimliche Klappern der kleinen in Blei gefaßten Fensterscheiben.

Wer das junge schmucke Weib am 2. October bei jenem festlichen Einzuge der Emigranten gesehen, der hätte es jetzt in dieser abgehärmten und nun gänzlich geknickten Trauergestalt nicht mehr wieder erkannt. Das vierte Kindlein, die kleine Anna Margareth, hatte Frau Seemann, welche leise weinend nicht fern von ihrem Manne zur Seite der drei kranken Kinder saß, der Mutter abgenommen, und widmete als treue „Goth" die innigste Sorge dem armen Würmchen, das sie jetzt selber stillte, da sie ihr erstgeborenes Söhnlein, den kleinen Johannes Herrmann, der einstweilen bei Grossart's war, noch nicht entwöhnt hatte. So saßen sie da in der matt erleuchteten Kammer, ein Bild des stummen Schmerzes, ähnlich den Freunden des Hiob, von denen wir lesen: „sie redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war". Aber wenn sie auch mit dem armen Weibe nicht redeten, so redeten sie desto inbrünstiger für dasselbe mit Gott, und flehten, daß Er die arme Seele vor Verzweiflung behüten und sie nicht über Vermögen versuchen, daß er den brennenden Augen die Linderung der Thränen schenken, und den stummen Schmerz in gottergebene Wehmuth lösen möchte. Nur so oft Frau Wendeling die unheimliche Stille mit jenen erschütternden Symptomen der Verzweif-

lung unterbrach, suchte Johannes mit sanfter Gewalt sie zu beschwichtigen und irgend einen tröstenden Spruch der Schrift als Balsam in das zerbrochene und betrübte Herz zu senken, während seine Frau mit sorgender Liebe nach den drei kranken Kindern sah.

Aber auch sie selber, Johannes Seemann und seine Anne Margareth, wie verändert sahen sie aus! wie bleich und abgezehrt war namentlich er in diesen fünf Monaten geworden! wie kummervoll und schwermüthig blickte dieses Auge, aus welchem vordem allezeit nur die Freude der Kinder Gottes gestrahlt hatte!

Und war es etwa nur er allein, dessen Antlitz einen so gram- und sorgenvollen Ausdruck zeigte! Ach seine Genossen, die zum Theil schon schwer erkrankt darniederlagen, sahen wohl noch viel elender und leidender aus, da nicht alle den starken, überwindenden Glauben eines Seemann hatten. Was war es denn, was diese Veränderung hervorgebracht? Hatte etwa der Magistrat von Goch, und hatten die Prediger ihr Wort nicht gehalten, das sie am 2. October des Jahres vorher beim Empfange auf der Pfalz den Emigranten so freundlich gegeben? Wohl hatten sie es gehalten, hatten nach Kräften sich der armen Fremden liebreich angenommen, um welche es sonst wahrlich noch weit schlimmer gestanden hätte. Es ist eine urkundlich verbürgte *) Thatsache,

*) z. B.: In einem Protokolle der Emigranten d. d. Goch den 2. März 1742 sagen diese selbst:

„sie wüßten es sehr wohl zu erkennen, daß ihnen allhier sowohl aus der Gemeinden Casse, als sonsten anderen gutherzigen Leuthen aus Miteiden diesen Winter durch so viel Zuschub geschehen.“

welche noch die spätesten Nachkommen der Pfälzer Emigranten in dankbarem Andenken behalten mögen, daß jene, so lange sie in Goch weilten, das ist von Michaelis 1741 bis zum Frühjahr 1743, durch die Wohlthätigkeit des Magistrates und durch die christliche Liebe der evangelischen Gemeinde, ja durch die Menschenfreundlichkeit vieler katholischen, israelitischen und namentlich der mennonitischen Einwohner der Stadt zum großen Theil unterhalten worden sind, also daß sie ihr ohnehin geringes Vermögen in dieser ganzen Zeit nur wenig anzugreifen brauchten, sondern es möglichst zur Colonisirung der Heide verwenden konnten. Und wenn es ihnen trotzdem nach unseren heutigen Begriffen recht kärglich ging, so war eben die damalige Zeit auch weniger verwöhnt als die unsrige, und selbst das armseligste Zimmer mit hartem Lager und geringer Kost genügte jenen abgehärteten Leuten, die an's Darben gewöhnt so lange Zeit völlig unter freiem Himmel hatten wohnen müssen.

Aber was war es denn, was seit fünf Monaten so niederdrückend und unheilvoll auf die armen Fremdlinge gewirkt hatte? War's das Uebermaaß der täglichen Arbeit und Anstrengung bei der Urbarmachung der Heide? Wohl trug dies auch viel bei zu ihrem elenden Zustande, aber der Hauptgrund lag doch tiefer: es war der nagende Wurm der Ungewißheit über ihre Zukunft, das allmälige Schwinden jeglicher Hoffnung auf die zum Beginn doch unentbehrliche Hülfe. Die Sache verhielt sich also:

Fröhlich und hoffnungsvoll hatten die Emigranten nach ihrem Einzuge in Goch sich baldmöglichst auf die Heide begeben, wo ihnen der Geometer van Heuklom

im Auftrage des Magistrates und mit Bewilligung der Kriegs= und Domainenkammer das jeder Familie zu übergebende Grundstück zugemessen hatte. Dann hatten sie ungesäumt die Urbarmachung der Heide begonnen, welche um so größere Schwierigkeiten bot, als sie für's erste weder Pferde noch Kühe besaßen. Aber die Freude, nun wieder eine Heimath zu haben, hatte sie gestärkt in ihrer mühsamen Arbeit, das Verlangen möglichst noch vor dem Winter oder doch mit nächstem Frühjahr die Einsaat wenigstens beginnen zu können, hatte sie zu übermäßiger Anstrengung getrieben, die Hoffnung aber auf die in Aussicht gestellte kräftige Hülfe des Staates hatte ihre ermattenden Kräfte stets wieder belebt. Um nicht durch tägliches Hin= und Herlaufen viel kostbare Zeit zu verlieren, hatten sie sich provisorische Hütten auf der Heide angelegt, ähnlich denen bei Schenkenschanz, und hatten dort nicht nur ihre Geräthschaften aufbewahrt, sondern meistentheils selber übernachtet. Unter solchen Umständen mußte zumal bei der ungenügenden Nahrung und dem zunehmend schlechten Wetter ihre Gesundheit leiden und ihre Kraft nothwendig abnehmen. Aber die wohlthuende Aussicht, daß ja gewiß alles besser werden würde, sobald sie nur erst durch Unterstützung der Königlichen Regierung einen festen Wohnsitz auf der Heide und die erste nothwendigste Einrichtung der Ackerwirthschaft erlangt haben würden, ließ sie das Schwierige und Gefährliche ihrer augenblicklichen Lage übersehen. Hatte ja doch die Kammer zu Cleve „zu ihrem faveur nach Hofe berichten und gnädige Hülfe für sie vom Könige erbitten zu wollen" versprochen — und der König, das war ihnen keinen Augenblick zweifelhaft,

würde gewiß, sobald er von ihrer grenzenlosen Noth wüßte, eben so gnädig mit ihnen verfahren, als dessen Vater vor 10 Jahren mit den Salzburger Emigranten.

Und wirklich hatte die Kammer schon unter dem 14. October (1741) den verheißenen Bericht nach Hofe gehen lassen. Aber obwohl die Emigranten inständigst gefleht hatten „Dero Bericht großgünstigst so einzurichten, damit ihnen die Versicherte hohe Königliche Gnade je eher je lieber hierinnen angedeihen möge" — hatten dagegen die Herren Räthe und Geheimräthe, ungewiß wie der neue König die Sache aufnehmen würde, und eingedenk vermuthlich des strengen Ediktes gegen Aufnahme und Duldung fremder Bettler, nicht gewagt, frisch und fröhlich für die unglücklichen Emigranten zu bitten, und deren ganze Armuth zu gestehen, sondern mehr darauf Bedacht genommen, für alle Fälle sich selber den Rücken zu decken. Nicht von armen Exulanten, welche ohne die Hülfe des Staates elend zu Grunde gehen müßten, hatte der Kammerbericht gesprochen, sondern nur „von zwantzig oberländischen familien, die nach Pensylvanien hätten auswandern wollen, aber wegen nicht genugsamen transports nicht weiter gekonnt, und nun entschlossen auf der Gocherheide sich niederzulassen zwar anfangs die nothwendigen Baumaterialien unentgeltlich verlangt, nachher aber von diesem Verlangen abgelassen hätten"; ja daß die Kammer ausdrücklich darauf gesehen hätte, „daß nur solche Familien angesetzet würden, die auch im Stande wären das Werk zu vollführen". Und wenn dann auch schließlich gesagt war: „sie bitten dabei wohl um einige assistance von dem Landesherrn, wozu wir ihnen aber durchaus keine Hoffnung haben geben

können, sondern wir müssen solches Ew. Königlichen Majestät hohen Gnaden überlassen, wenn die Sache gut von statten geht, wovon wir demnächst noch allerunterthänigst berichten werden" — wie wäre es möglich gewesen, daß auf einen solchen Bericht, welcher die Noth der Emigranten völlig verschwieg, eine nachdrückliche Unterstützung derselben erfolgt wäre, ja wie kann man sich wundern, daß auf denselben, weil ja die Kammer vorher noch einen zweiten Bericht über den gedeihlichen Fortgang der Colonie in Aussicht gestellt hatte, überhaupt gar keine Antwort vom Könige kam, zumal es kaum denkbar ist, daß Friedrich der Große, der um jene Zeit bereits den ersten Schlesischen Krieg führte, den Bericht der Kammer jemals persönlich gelesen habe.

Doch die Emigranten hatten hiervon für's erste keine Ahnung gehabt, sondern der froh'sten Hoffnung gelebt. Als ihnen daher im November von Seiten des Magistrates auf Befehl der Kammer — welche natürlicher Weise von ihrem Berichte selber keinen Erfolg hoffte — bedeutet worden war: „sie möchten sich doch ja keine Hoffnung machen, daß ihnen vom Landesherrn zur Bestreitung der Kultur- und Baukosten etwas würde gegeben werden" — da hatte sie diese Nachricht wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Zwar hatten sie nicht nachgelassen in ihren Anstrengungen zur Kultur der Heide, aber ihre Kraft war von da an gebrochen gewesen, und als nun nach Monaten noch immer kein Bescheid von Berlin erfolgt war, und doch die Zeit zum Häuserbau immer näher rückte, da war die Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit so groß geworden, daß sie eines

moralischen Widerstandes fast nicht mehr fähig, den aufreibenden Strapazen ihres Werkes nicht länger gewachsen waren. Wie schon längst zu befürchten gewesen, war endlich in dem naßkalten Spätwinter das Nervenfieber unter ihnen ausgebrochen, und es schien jetzt, als würden sie in ihrem jammervollen entkräfteten Zustand allesammt demselben erliegen müssen.

Die Beerdigung des Philipp Wendeling, so kurz nach der des Jacob Kalbfuß, dazu die Kunde von dem verzweifelten Herzeleid der armen Wittwen, von dem hoffnungslosen Zustande der armen Kinder des Wendeling, ja von der gleichzeitigen Erkrankung noch mehrerer anderer Emigranten und der gefährlichen Lage auch der übrigen machte allgemein einen erschütternden Eindruck. Der Magistrat sah ein, daß den unglücklichen Pfälzern mit bloßen Almosen und augenblicklichen Linderungsmitteln nicht zu helfen wäre, sondern vor allen Dingen Beruhigung und Gewißheit über ihre Zukunft gegeben werden müßte. Er beschloß daher eine Maßregel, welche, so gut sie gemeint war, leider nur dazu diente, die Lage der armen Unglücklichen noch trostloser zu machen. Sofort nämlich (den 2. März 1742) berichtete er über den traurigen Zustand der Emigranten an die Kammer zu Cleve, und schloß mit dem Antrage: „es müßte denselben entweder von Sr. Majestät Allerhöchster Gnade auf ein oder andere Weise zu Hülfe gekommen, oder sonst consilium abeundi (d. h. der Rath sich fortzubegeben) ertheilt werden".

Es leidet keinen Zweifel, und muß hier — sofern eine spätere Tradition die wahre Absicht des Magistrates völlig mißverstanden hat — entschieden hervorgehoben

werden, daß der Gocher Magistrat, welcher nicht blos vorher sich allezeit sehr human gegen die Pfälzer benommen hatte, sondern auch hernach im entscheidenden Momente durch das brillante Zeugniß, welches er ihnen von Amts wegen beim König ertheilte, wesentlich zu deren Rettung mit beigetragen hat, mit jenem erwähnten Antrage nur den Zweck verfolgt habe, für die armen Unglücklichen durch die Vorstellung, daß man ihr Elend nicht länger mit ansehen könne, die gewünschte Hülfe gewissermaßen zu erzwingen, da man deren Vertreibung jetzt, nachdem sie bereits so viel Mühe und Geld auf die Kultur der Heide verwendet hatten, geradezu für undenkbar hielt. Doch der Leser wird bald erfahren, welche traurige Folge jener wohlgemeinte Antrag in Wirklichkeit gehabt habe.

Kap. 10.

Wann die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten.

Ein Jahr war seitdem vergangen. Draußen auf der Heide hatte sich vieles verändert. Sie machte nicht mehr den Eindruck der Wüste, sondern den einer beginnenden Kolonie. Sechs Häuser standen bereits unter Dach und waren theilweise sogar bewohnt; etliche andere waren wenigstens in Angriff genommen. Reichlich schon 8 holländ. (etwa 25 preußische) Morgen Landes waren der Kultur gewonnen, und auf einigen Feldern stand bereits die schöne grüne Wintersaat und verhieß einen

lohnenden Ertrag. Obwohl es erst gegen Ende März war, schien doch die liebe Sonne so heiter und warm vom Himmel, daß man hätte glauben können, es wäre bereits Mai. Aber trotz des für den Ackerbau ungewöhnlich günstigen Wetters waren die Felder, auf denen sonst vom frühesten Morgen bis an den späten Abend so emsig gearbeitet ward, heute ganz öde und verlassen. Nur vor dem größesten der sechs Häuser, vor der Wohnung des Deputirten Friedr. Conrad, welcher die Verhandlungen mit dem Magistrate zu Goch und der Königl. Kammer zu Cleve Namens der Emigranten zu besorgen hatte, war es lebendig. Es sammelten sich dort sämmtliche Hausväter, denn es war am Morgen ein letzter Bescheid der Königlichen Kammer angekommen, und daß man von dessen Inhalt mehr fürchtete als hoffte, bezeugte die düstere Niedergeschlagenheit der meisten Männer, noch ehe das verhängnißvolle Schriftstück ihnen vorgelesen worden war. Nach einer kleinen Weile trat Friedr. Conrad, in der Hand etliche Papiere haltend, nebst Grossart und Beeker, die zu einer Vorberathung bei ihm in der Stube gewesen waren, zu den Uebrigen heraus, und hob mit unheilverkündender Miene also an:*)

*) Daß hier ein schlichter Bauer eine längere Rede hält, braucht bei unsern Pfälzern nicht aufzufallen, da ihrer Viele ein angeborenes Rednertalent besitzen, und ihr Wort, so lange es sich um Gegenstände aus ihrer Erfahrung handelt, meisterhaft zu führen verstehen. Den fremden Lesern soll diese Rede zugleich als Probe des Dialektes unserer Pfälzer dienen, wenn schon der eigentliche Klang und Accent desselben mit unseren Hochdeutschen Buchstaben sich nur sehr unvollkommen darstellen läßt.

Liebe Fraind' un Bri're!

De Ausspruch is gedohn. Meer sin (wir sind) von Gott un de Mensche verloß! Ach Gott, was hon meer net al Alles bis hiehinne ze laire gehat; wie is es uns doch so hart ankomm als meer aus unse schöne Hämeth fort mischte; wie hon meer gekrisch! Aewwer Gott hot uns net sonder Trouscht g'loß. Wie ware meer so froh, daß meer uf de Häd hie ä nai Hämeth hon sollte. Aewwer aach hie solle meer kä Ruh finne. Bainoh de Halbscheid von uns is schonst fort, un aach meer kenne net länger meh hie im Land blaibe. Heert merr selbscht, un wenn dann noch äner von aich ä kure Roth (einen guten Rath) wäß, der sah's (sage es) ufrichtig. Ich vor mai Part wäß net meh wohinne; meer krie'n kä Hilf meh; meer sin verloor'. Aewwer käner von aich soll sahn derfe, daß meer Deb'ntirten (Deputirte) Scholb deran wäre; meer, de Conrad un de Grossart, härre uns bai de Regiereng net g'nug gewehrt. Glaich sellt ehr (sollt ihr) de Beschäd heere, dä meer kriet hon hait Morje; äwwer erscht sellt ehr heere, was meer alles gedohn hon, un dann selbscht sah'n, ob meer noch meh härre duhn kenne.

Ehr wischt's (ihr wisset) — es war zer Zait, wo meer de Philipp Wendeling begrab' hon — daß de Magischtrat von Goch no Cleve geschribb hot, merr kennt (man könnte) net länger meh uns Ahrmuth un Elend ansieh', wann mer net bahl Hilf von de Kenig krägte, dann mischte se uns abziehe losse.

Glaich annere Dags hat de Herr Rappard (d. h. die Königliche Kammer) al Antwort geschribb; wemmer (wenn wir) uns selbscht net helfe kennt, mischt merr

uns häße gehn, annerschter (sonst) fiele meer de Lait hie im Land zer Lascht.

Nu hon meer gemähnt, de Grossart un ich, merr mischt ihne doch waise, daß meer uns gäre thäre schinne und plo'n (daß wir uns gerne thäten schinden und plagen), un daß meer känem Mensche un aach de Herr Rappard net wollt zer Lascht lein (liegen). Do hon meer uns von Dr. Bernheimb ä Bittbrief losse uffsetze, do hot drin gestann, es Keniglich Forschtamt mecht uns doch, um uns Haiser (unsere Häuser) baun ze kenne, gä'n (gegen) ä geringe Satz (Taxe) de neerige Knagge iwwerlosse (die nöthigen Baumstämme überlassen). Aewwer Käner hot de Knagge kriet, as der so glaich kunnt bezahle, un de Annere hon de Troscht kriet, se härre (sie hätten) vom Kenig nix ze verwaarde, se sollte merr glaich abziehe, es wär ihne lieber hait, as morje; un wenn uns dä Beschäd net anschtinn (nicht anstände), dann wär es ihne 's liebscht, wenn meer glaich All thäre abgehn.*) Das is es vorig Johr gewäscht, de 4. vom Mont April.

Do is aach glaich dernoo der Ulrich, der Leetsbeier, der Pettersheimer, der Schaeffler, der

*) Noch viel weniger Complimente machte die Kammer mit denjenigen Pfälzer Emigranten, welche zu Rindern den Winter hindurch gelegen hatten. Unter dem 30. April 1742 schrieb sie deshalb dem Richter Reymann also:

„Wir befehlen Euch hierdurch in Gnaden, denen im Dorf Rindern und der orthen sich aufhaltenden Pensylvaniern bedeuten zu lassen, daß sie sich von hier wegpacken, inmaßen denn auch bei denen Benachbarten selbige nicht geduldet werden, und sie nur unseren Unterthanen zur Last liegen. Cleve ut supra.""

Sieben un der Engelmann met Fraa un Kinn waire in's Land 'ningan, meer hon von ihne nix meh geheert, Gott wäß, wo se sinn, un wie se sich derdorch schla'en misse.

Meer sinn geblibb, un hon geschafft un uns geploot Daag un Nacht — d'ehr wischt es jo All' — un doch hon meer net annersch gekonnt, uns Kinn muschte berrele (betteln) gehn; das is uns arig noo gang (arg nah gegangen), un es währ aach net geschieht, wann de Winter net so hart gewäscht wär, un wann meer net de letscht Winter es zwätte Mol all von Gott met arige Krankhät geschtroft (gestraft d. h. heimgesucht) gewäscht wäre.

Do sinn meer, de Grossart un ich, uf'm Amt vorhaubts vernumm, ob sich uns Lait gar net meh helfe kennt'; do hon meer toch de Wohrhät misse bekenne, un sare „Nä!" Doruff is mitt im Winter de Order von Cleve komm, meer mischte all zesamme no 6 Wuche es Land raime, es wär nu alles am Enn. Das is gewäscht grad 3 Wuche no de dritte Chrischtdag. (Die betreffende Kammerverfügung ist vom 17. Januar 1743.)

Do hot uns der Bernheimb wirre (wieder) ä grausam scheene Brief ufg'setzt, do steht drin (hier stehts ze lese): „daß wir uns kraft Allerhöchster Concession auf die Heide begeben, auf unsere Kösten Häuser zu bauen angefangen, die Erde mit unsern Händen umgearbeitet, ja bereits guten effect in Fruchttragung des Erdreichs verspühret, ansonsten uns auch so aufgeführet hätten, daß Niemand, (es möchten dann einige übelwollende von unserer Widerpart in der Religion sein) an unserer Lebensart etwas wird auszusetzen haben".

Aewwer Herr Rappard hot gleich druff geschribb — hier hon ich sai Schraibes von de 23. Januar, un ich will es Aich lese —: „Auf übergebenes Memorial derer auf der Gocher Heyde befindtlichen Pfältzischen Emigranten werden dieselben hiermit beschieden, wie es dabei sein Bewenden habe, daß diejenigen, welche selbst nicht so viel Vermögen haben, sich forthelfen zu können, sich anderwertlich hinbegeben müssen, maßen dergleichen Leute zum Beschwer des Amtes Goch sowohl als des gantzen Landes, indem die Kinder überall betteln gehen, nicht mehr geduldet werden können. signatum ut supra. Rappard."

Das is es aach gewäscht, warum meer all zesamme letscht (den 13. Februar) no'm Amt muschte, un es ausg'schproch un uns geschribb is: „daß wir vom 17. Januar an gerechnet nach 6 Wochen uns von hier zu begeben hätten, widrigen Falls andere Mittel zur Handt genohmen werden sollten".

Was waar nu ze mache! Meer wuschte jo net wohienn un woherr! Meer sin geblibb, un de Richter Pauli hot uns aach net getranzeniert; do hon meer uns wirre vertröscht, un al gemäänt, es soll Alles gut gehn, dann de schlimme 6 Wuche waare glicklich voribber fang; se saa're uns nix meh, un meer hon wirre fleißig g'schafft.

Do is uf ämol de halbe von diesse Mont de Order von Cleve an de Magischtrat no Goch komm, ich hon se hie aach:

„Ihr habet dahin zu sehen, daß das Verordnete
„nach Verlauf der 6 Wochen zum wirklichen effect
„gebracht werde. Und da diese emigranten einige

„Morgen umgegraben, so vermuthlich mit Birken=
„Eicheln= oder Buchen=Samen kann besäet werden,
„so habt ihr solches mit in attention zu nehmen,
„und zu überlegen, ob nicht auf solche oder andere
„Weise etwas zum Vortheil der Kämmerey gestiftet
„werden könne".

Ach, do is mer de Schreck in de Gliere geschlaa'n, äwwer doch sin ich glaich no Cleve gelaaf, un hon de Herr von Raesfeld ufgesucht, un ihne gebidd, er sollt uns doch helfe. Der hot mer aach kure Trooscht ing'schproch' un gesaat, er woll sai Bescht vor uns duhn, un hot sich hine g'setzt un an de Präsedent g'schribb vor uns, „daß meer toch noch im Land bleibe derfte, bis daß es wär, daß waire Order vom Hofflager komm wär". Gä'n mich sa're noch, meer mischte merr nit verzwaifle, meer sollte merr stillekes in Goch oder uf de Häd bleibe, un aan de Kammer noch äne Bittbrief schreibe, un eer danke dovor, daß se uns noch hie geloß härre; dann sollte meer aach net vergesse, es scheen Attescht debei ze läe, das meer korz vom Magischtrat kriet hon. Dä Bittbrief will ich Aich noch vorlese, un dann sellt Eer selbscht de Ausspruch duhn, ob meer, ich un de Grossart, net alles gedohn hon, was meer konnte, un daß meer kä Scholb hon, daß meer dä schlimme Beschäd hait Morje kriet hon. Ich läs nu dä Bittbrief vor; er is geschribb d. 18. von disse Mont:

„Daß Ew. Köngl. Majestät uns armen Menschen unter dem Allergndst. beding,. daß wir uns selbst fort=helfen müssen, unseren Aufenthalt fernerweit hierselbst allergnädigst accordiret, davor statten wir Allerunter=thänigst demüthigsten Dank ab, zeigen auch Allerunter=

thgst. ahn, daß da wir 1) Kenntlicher maßen all unser Vermögen fast darahn gewandt unsere häuser zu bauen (wozu wir das nöthige holtz von denen bauern, meistens aber von dem Förster am Dannenbusch mit baarem Gelde anerkauffet) und das land zu pflügen; 2) uns gleichfalls die mächtige Hand Gottes mit schwehren Krankheiten heimbgesuchet, es also nicht ohne, wenn wir aus angeführten umständen unsere Kinder haben herumbsenden müssen, Gutherzige leuten ein almosen abzufordern, bis wir nunmehro unter göttlicher Beihülffe baldt die früchte unserer arbeit, wovon wir brodt haben können, verspühren werden. Da wir aber laut beigehenden attest's, wovon die Copey zurückgelassen wird, uns jederzeit honet aufgeführet, so leben wir der allergehorsamtsten Zuversicht, gleich wir hiermit Allerunterthgst. bitten, daß E. K. M. Allergndst. geruhen wollen, uns in unserer Arbeit continuiren zu lassen, mithin ein Allergnädigstes Vorschreiben ahn Seiner Königlichen Majestät Höchste Persohn zu ertheilen, damit Allerhöchst dieselben uns einige Gnade widerfahren lassen mögen".

Die Vorlesung dieses Bittschreibens machte auf die versammelten Emigranten einen sichtlichen Eindruck; es war nicht zu verkennen, daß in ihnen die Hoffnung einer günstigeren Wendung ihres Geschickes wieder auftauchte; denn es dünkte sie unmöglich, daß auf eine solche Supplik eine abschlägliche Antwort erfolgt sein könnte. Von allen Seiten gab man den beiden Deputirten das Zeugniß, daß sie „sich gut gewehrt" hätten, und war der Meinung, daß sie nun doch wohl gewonnen haben müßten. Doch traurig schüttelte Conrad den Kopf und erinnerte, wie er ihnen ja schon gleich

anfangs gesagt hätte, daß alles verloren und ihres Bleibens nicht länger wäre, wenn nicht etwa Gott ein Wunder thäte. Und nun las er ihnen folgenden erst am Morgen angelangten Bescheid vor:

„Cleve, den 20. Maerz 1743.

„Denen seith einiger Zeit im Ambte Goch sich auff-„gehaltenen Pfältzischen Emigranten wird auf ihre „am 18. d. M. übergebene Vorstellung hiermit zur „Resolution ertheilt, daß, weil sie nach ihrem eigenen „Geständniß dem publico zur Last gewesen, ihnen „kein fernerer Auffenthalt verstattet werden könne, „sondern sie ihre Reise weiter fortsetzen müssen, „und ist zu verwundern, daß, da sie nun zwei „Winter durch dem publico zum beschwehr geblie-„ben, solches noch ferner verlangen, worunter aber „ihnen nicht gefüget werden kann. Cleve ut supra."

Rappard.

Die Bestürzung der Zuhörer über diesen Bescheid war unbeschreiblich; man hielt nun alles für verloren, denn zu wem sollte man jetzt noch seine Zuflucht nehmen, nachdem alle irgend denkbaren Schritte vergeblich gewesen waren? Es blieb nichts übrig, als die Heide wieder zu verlassen; der Glaube, welcher anfangs in dem uralten Namen der Palz ein verheißungsvolles Zeichen gefunden, war ein bloßer Wahn gewesen, alle die unsäglichen Mühen, Arbeiten und Leiden der letzten 18 Monate waren verloren, verloren dazu das letzte Vermögen, das die Armen in die Colonisirung der Heide gesteckt hatten; nur die Kämmerei sollte den Vortheil haben von dem Schweiße der Emigranten, sollte zum Gewinn für künftige Zeiten den Boden mit Holz bepflanzen,

den die Pfälzer unter so viel Seufzern und Thränen, aber in Hoffnung besserer Tage, urbar gemacht hatten. Und wohin sollten sie sich wenden mit Weib und Kind, jetzt, wo die letzte Habe dahin war, und sicherlich Niemand sie mehr aufnehmen oder auch nur dulden würde? Blieb ihnen nun wohl noch etwas Anderes als das elende Leben und zuletzt der elende Tod der von der Gesellschaft Verstoßenen? So dachten, so sprachen sie, und eine düstere wilde Stimmung der Verzweiflung drohte sich Aller zu bemächtigen.

Da nahm noch zur rechten Zeit Johannes Seemann das Wort. Wer noch guten Rath wüßte, hätte Conrad vorhin gesagt, der sollte ihn sagen. Drum dürfe er nicht schweigen, sondern müsse sie erinnern an den alten bewährten Rath, den sie ein wenig vergessen zu haben schienen: „es ist gut auf den Herrn vertraun, und sich nicht verlassen auf Menschen“ (Ps. 118, 8).

„Ja, was nützte das jetzt, entgegnete man ihm, damit würde die Ordre der Regierung nicht aufgehoben werden.“

„Das würde sie vielleicht doch, antwortete Johannes, denn es wäre doch wohl immer noch wahr, was geschrieben stände „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben“ (Ps. 46, 2) und daß auch des Königs Herz in der Hand des Herrn sei (Spr. 21, 1).“

„Aber Gott wollte ihnen nun einmal nicht helfen, lautete die Gegenrede, sonst hätt' er wahrhaftig ihrer nicht also vergessen.“

„Dann möchten sie's doch machen, erwiderte Seemann, wie im Psalm geschrieben stände: ich sage zu

Gott meinem Fels, warum hast Du meiner vergessen? (Ps. 42, 10) — warum verbirgst Du Dein Antlitz, und vergissest unseres Elendes und Dranges (Ps. 44, 25)? aber er glaube, sie würden dann auch die Antwort vernehmen: Jesai. 17, 10 „Du hast vergessen Gottes Deines Heiles und nicht gedacht an den Felsen Deiner Stärke!“ Ja, er könnte es nicht länger verschweigen, es wäre unter ihnen nicht mehr ganz wie vormals, sie hätten alles mit ihren Sorgen und Mühen zwingen wollen, hätten im Uebermaß der Arbeit nicht sich die Zeit gelassen, am ersten zu trachten nach dem Reiche Gottes, und darüber wäre nun ihr Herz matt geworden, und hätte vergessen der Freude und Zuversicht, die ihnen anfangs der Name „Valz“ wie ein Zeichen von Gott eingeflößt hätte, hätte vergessen der Verheißungsworte, mit denen der Herr durch den Mund seiner Diener sie beim Eintritt in die neue Heimath begrüßen und erquicken ließ; nun aber hätte Gott sie an ihre Schuld und Versäumniß gemahnt, damit sie erst wieder gedächten: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst die daran bauen; es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brodt mit Sorgen: denn seinen Freunden gibt er es schlafend“ (Ps. 127). Würden sie dies nur Alle recht erkennen, und ein Jeder wieder zu Gott bitten: „Schaffe Du uns Beistand in der Noth, denn Menschenhülfe ist kein nütze“ (Ps. 60, 13) — dann würde ja auch gewißlich der allmächtige Gott sich erweisen als eine Hülfe in den großen Nöthen, welche sie getroffen hätten.“

Eine schüchterne Röthe färbte des Sprechers vorher bleiche Wangen, als er, der jüngste unter den anwesen-

den Männern, die Alten also mit Gottes Wort freundlich schalt, aber es ward ihm dabei warm um's Herz, und sein sanftes Auge strahlte in frommer Begeisterung, während seine Genossen, die strafende Wahrheit seiner Rede fühlend, die Augen unwillkührlich niederschlugen.

So hatten sie allesammt nicht bemerkt, daß ganz in ihrer Nähe noch zwei fremde Zuhörer standen, welche von der Rückseite des Hauses kommend nicht sogleich hatten gesehen werden können. Es waren ein stattlicher, vornehmer Herr, und eine feine, sehr reich aber mit edler Einfachheit gekleidete Dame. Wer die Beiden anschaute, der wußte kaum, ob der Adel ihres ganzen Wesens mehr Ehrfurcht, oder die herzliche Demuth und Leutseligkeit ihres Angesichtes mehr Liebe und Vertrauen einflößte. Absichtlich hatten sie ihren Wagen sammt Kutscher und Diener in einiger Ferne halten lassen, und waren, da sie die Männer vor Conrad's Hause schon von weitem gesehen, leise zu Fuß herangekommen. Als die Emigranten, nachdem Johannes Seemann sein Wort beendet, das vornehme Paar plötzlich in ihrer Mitte gewahrten, da drohte die Ueberraschung fast den Eindruck des vernommenen Wortes zu verwischen. Aber so war es den Beiden nicht gemeint.

Mit freundlichem Winke den ganzen Kreis begrüßend trat der fremde Herr näher, und auf Johannes zeigend und freundlich dessen Hand ergreifend sprach er: es ist so, wie dieser liebe junge Mann Euch eben gesagt hat: vertrauet dem Herrn, und rufet ihn an in eurer Noth, so wird Er euch erretten, und ihr sollt ihn preisen! Will's Gott, so komme ich jetzt gerade zu rechter Zeit als sein Bote zu Euch, um der Beistand zu sein,

den Er euch geschaffen in der Noth. Ich bin der geheime Rath von Motzfeld*) und wohne zwar im Haag, bin aber doch ein Preußischer Beamter, und diese Dame hier ist meine liebe Frau. Wir hörten in Cleve durch unsern Freund von Raesfeld von eurer großen Noth, und es trieb uns die von Angesicht zu sehen, die um des Herrn Jesu und seines Evangelii willen Alles verlassen haben, und ihm nachgefolgt sind durch große Trübsal. Und nun seid getrost, liebe Leute, erzählet

*) Welcher Pfälzer hörte nicht noch heute den Namen dieses unvergeßlichen Wohlthäters von Pfalzdorf mit dankbarer Ehrfurcht nennen! Wir werden in den folgenden Kapiteln noch mehrfach Gelegenheit haben, seiner zu gedenken; denn nicht nur um die Gründung der Colonie hat er sich ein großes Verdienst erworben, sondern ist auch der eigentliche Gründer der reformirten und von ihm dotirten Gemeinde zu Pfalzdorf. Ein Brief der Colonisten vom 28. October 1748 an Herrn von Motzfeld und dessen Gemahlin beginnt mit offenbarer Bezugnahme auf jene erste Begegnung im Jahre 1743:

„Hochgebietender Gnädiger Herr!

„Hochgebietende Gnädige Mevrouw!

„Die anbetungswürdige Vorsehung Gottes, nach welcher es demselben gefallen, Ew. Ew. Hochwohlg. Hochwohlgeboren Hertz in Gnade und Geneigtheit zu uns zu lenken, muß billig von uns bewundert und angebethet werden. Als ein geringes Häuflein Gäste und Pilgrimme, die endlich eine Wüste als den festen Platz zur Wohnung gefunden, sind wir ohnverdient der Verachtung und dem Druck bloß gestellt gewesen. Wir haben durch böse und durch gute Gerüchte durchgehen müssen: aber Ew. Ew. H. H. haben nach der verborgenen Leitung des Allerhöchsten uns zur Erquickung, Auffrichtung und fester Stütze gereichet. Ew. Ew. H. H. Vorsorge hat sich nicht allein über unser Zeitliches, sondern auch über unser Ewiges Wohlsein ausbreiten wollen u. s. w."

mir eure Sache, und es wird mich herzlich freuen, für euch etwas thun zu können, denn auch ich und meine liebe Frau dienen dem Herrn, und rechnen's uns zur Ehre, für sein Verheißungswort einzutreten, daß es auch an euch wahr werden möge.

Wie schüchtern und verlegen anfangs alle Anwesenden waren, der Herr von Motzfeld und fast mehr noch seine Gemahlin, verstanden es meisterhaft, sie zutraulich und gesprächig zu machen. Das liebe Bibelwort war ja die gemeinsame Losung, darum erschienen sie einander gar bald „als die Unbekannten und doch bekannt", und keine halbe Stunde verging, so wußte Herr von Motzfeld alles, was er wissen wollte, und hatte durch weisen Rath und liebreiche That alle Trauer und alles Zagen in Freude und Dank verwandelt.

Er hatte es ihnen klar gemacht, daß die Königliche Kammer und Regierung zu Cleve, wenn gleich allerdings dort Manches zum Nachtheil der Emigranten berichtet worden wäre, ihnen doch nicht feindlich, sondern im Grunde sogar freundlich gesinnet wäre, daß dieselbe aber von Amts wegen an die bestehenden strengen Edicte gebunden wäre und deshalb, so lange Seine Majestät nicht für diesmal eine Ausnahme gestattet hätte, kaum anders mit ihnen hätte handeln können; die letzte Ordre aber erschiene nur deshalb so hart und grausam, weil sie lediglich durch den Wunsch und die Hoffnung, die Pfälzer vielleicht im Lande behalten zu können, auf's äußerste verzögert worden wäre. Aber er könnte ihnen die Versicherung geben, daß man, wenn nur eine Möglichkeit sich dazu böte, mit Freuden sie auf der Heide lassen und unterstützen würde. Damit dies aber möglich

würde, müßten ungesäumt zwei Deputirte aus ihrer Mitte mit einem Gnadengesuche zum Könige gehen, der jetzt gerade wieder in Berlin wäre. Hierzu sie zu veranlassen, und mit den nöthigen Geldmitteln sowohl als Empfehlungsschreiben auszurüsten, wäre er heute zu ihnen gekommen. Sie möchten nun sogleich zwei geeignete Männer auswählen, und diese sollten dann morgen zu ihm nach Cleve kommen, um alles Erforderliche in Empfang zu nehmen.

Gern hätte Herr von Motzfeld, dem man durchaus die Wahl der zwei Abgeordneten überlassen wollte, auch den Johannes Seemann dazu ersehen; da dieser aber in seiner Bescheidenheit solche Ehre beharrlich ablehnte und ohnehin als Versorger zweier Familien — denn mit aufopfernder Treue hatte er sich der Wittwe Wendling bisher angenommen — jetzt bei dem Bau der Häuser am wenigsten abkömmlich war, so wählte Herr von Motzfeld den Michel Grossart und Adam Becker. Nachdem er und seine Gemahlin sodann noch mit großem Interesse die Häuser und Felder der jungen Colonie in Augenschein genommen, und nach diesem und jenem, was sie für die nächste Zukunft beabsichtigten, theilnehmend gefragt hatten, wurden sie von allen Anwesenden nach ihrem Wagen zurückbegleitet, und schieden mit leutseligem Gruße.

Es ist unmöglich, den jähen Wechsel der Stimmung zu schildern, welchen dieser kurze Besuch unter den Emigranten bewirkt hatte. Des Herrn von Motzfeld plötzliche Dazwischenkunft dünkte sie wirklich ein Wunder Gottes zu sein, eine Antwort von oben auf die ängstlichen Fragen ihres verzagenden Kleinglaubens. Ja, auch

diesmal hatte Johannes Seemann mit seinem unerschütterlichen Gottvertrauen Recht behalten, und von Herzens Grund stimmten jetzt Alle mit ihm ein in das Wort des Psalmisten:

„Du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen, Du hast meinen Sack ausgezogen und mich mit Freuden gegürtet; auf daß Dir lobsinge meine Ehre und nicht stille werde. Herr, mein Gott, ich will Dir danken in Ewigkeit". (Ps. 30, 12 – 13).

Kap. 11.

Ein dreifaches Fest auf der Heide.

Am 21. November desselben Jahres 1743 ging's fröhlich und lustig her auf der Heide. Die junge Colonie, die sich den Namen „Neu-Pfalz" gewählt, war für's erste fertig, und deren Zukunft gesichert. Vor einem der zwölf zu ihr gehörigen Häuser stand ein hoher, schlanker Tannenbaum aufgerichtet, dessen glatter Stamm bis zur Krone hin mit Laubkränzen umwunden war. Dort hatte sich Alt und Jung zum frohen Feste versammelt. Es war Sonntag und trotz der weit vorgerückten Jahreszeit auch ein wirklich sonniger Tag, so mild und schön wie ihn nur selten der Spätherbst bietet, gleich als hätte der liebe Gott selber sein Wohlgefallen an der Freude seiner Kinder auf der Heide bezeugen wollen.

Das Haus aber, vor welchem der Festbaum stand, gehörte dem Adam Becker, demselben, welcher mit

Michael Grossart zusammen im Frühjahr beim Könige gewesen, und die frohe Kunde von Berlin mitgebracht hatte, welche aller Angst und Besorgniß der Emigranten für immer ein Ende gemacht. Denn die Bittschrift der Beiden, die sie sammt dem rühmlichen Atteste vom Magistrate am 2. April von Goch aus mitgenommen, und in welcher sie ganz der Wahrheit entsprechend den betrübten Zustand der Emigranten geschildert hatten, war kaum in des Königs Händen gewesen, so waren sie kraft der Empfehlungen des Herrn von Motzfeld alsbald zu einer Audienz nach Hofe befohlen worden, und der König hatte sie gar huldvoll empfangen, hatte theilnehmend sich die ganze Leidensgeschichte der Emigranten erzählen lassen, und dann sie ruhig und getrost sein geheißen. Zwar aus der Staatskasse, aus welcher die Bittschrift um einen Vorschuß gebeten, hatte Se. Majestät nichts geben wollen, denn mit dieser war der König allezeit knickerig und wußte auch wohl warum, aber mehr als baares Geld wog die Königliche Gnade, und das Versprechen, welches die Deputirten aus des Königs Munde erhalten hatten, daß Se. Majestät „zu ihrem weiteren etablissement Sorge tragen" wollte.

Schon hatten sie glücklich über diesen Erfolg die Residenz wieder verlassen wollen, um die frohe Kunde bald möglichst heim zu bringen, da waren sie unerwartet auch noch zur Königin Elisabeth Christine befohlen worden, und dort war ihnen noch eine ganz besondere Ueberraschung zu Theil geworden. Denn Ihre Majestät, nachdem sie vernommen, daß es den Colonisten bis dahin fast an allem Viehstande fehlte, hatte beiläufig gefragt, wie viel wohl zur Anschaffung je einer Milchkuh für

jede Familie gehören würde, und hatte dann schließlich die hierzu erforderliche Summe den Deputirten gnädigst angewiesen. *)

Als sodann Beeker und Grossart gegen Ende April wieder bei den Ihrigen angelangt waren, hatten diese vor Freuden fast nicht glauben können, was ihre Deputirten berichteten, bis Beeker als glänzendste Widerlegung jeglichen Zweifels die blanken Goldstücke hervorgeholt hatte. Da war unbeschreibliche Freude gewesen, und in der Freude auch des Dankes gegen Gott nicht vergessen worden. Nicht lange darauf war dann eine Allerhöchste Kabinetsordre (d. d. Berlin, den 30. April 1743) angelangt, des Inhalts: „Da die Stadt „Goch von denen Supplicanten hiernächst einen jährlichen „Erbzins zu gewarten hat, so muß sie auch vor die„selbe sorgen und behülflich sein, daß die bewachsenen „Plätze zu Aeckern rein und urbahr gemacht werden", und diese Kabinetsordre hatte augenblicklich Wirkung gethan. Nicht nur hatte die Königl. Kriegs- und Domainen-Kammer von da an den Colonisten sich gar freundlich erwiesen, sondern der Magistrat von Goch hatte ihnen auch hinreichende Zu- und Vorschüsse gemacht, so daß sie im Stande gewesen, wenigstens zum Theil die noch fehlenden Pferde resp. Ochsen anzuschaffen, und die Urbarmachung der Heide fortan weit nachdrücklicher zu betreiben. Dazu war das Wetter den ganzen

*) Zwar die Acten erwähnen, wie leicht erklärlich ist, von dieser Audienz bei der Königin und von Allerhöchst Deren Gnadengabe nirgend etwas, um so dankbarer aber hat die Tradition, an deren Richtigkeit diesmal wohl nicht zu zweifeln ist, das Factum festgehalten.

Sommer hindurch äußerst günstig gewesen, und die Colonisten hatten wirklich eine Ernte, besonders an Buchweizen, erzielt, die das Beste für die Zukunft hoffen ließ.

So war denn Muth und Frohsinn wieder gekehrt, und Grund genug vorhanden, nach so viel Mühen, Nöthen und Aengsten auch einmal einen fröhlichen Festtag zu begehen. Daß man hierzu aber gerade den 21. November ausersehen hatte, war nicht blos deshalb geschehen, weil vorher der Arbeit auf dem Acker zu viel gewesen, um an's Feiern denken zu können, sondern hatte noch eine ganz besondere Veranlassung. Unter den Opfern der Krankheit in jenem trübseligen Winter 17$^{41}/_{42}$ war nämlich auch des Adam Beeker treue Hausfrau gewesen, welche ihre freundliche Hülfe bei der Pflege des erkrankten Jacob Kalbfuß mit ihrem Leben hatte bezahlen müssen. Für seinen neuen Hausstand in der Colonie konnte aber der hartgeschlagene Mann einer sorgsamen Hausfrau und Mutter für seine vier verwaisten Kinder unmöglich entbehren. Sein Auge war deshalb auf Anna Katharina Kipperin, die jugendliche Wittwe des Jacob Kalbfuß, gefallen, und freudig hatte diese, nachdem sie völlig hülflos bereits in ihre Heimath nach Weinssum bei Kreuznach zurückzuwandern entschlossen gewesen, dem braven Manne ihr Jawort gegeben. Sie waren dann mit einander eins geworden, sobald „der Baut" vorüber wäre, Hochzeit zu machen. Mit wahrem Jubel hatten die Andern dies vernommen, und sofort beschlossen, daß mit diesem ersten Hochzeitsfeste auf der Heide zugleich das Stiftungsfest der Colonie, so wie das erste Ernte-Dankfest verbunden werden sollte.

Und wie es nicht anders zu erwarten gewesen, hatte dieses Fest zuvörderst seine religiöse Weihe erhalten. Mit Weib und Kind waren am Morgen sämmtliche Colonisten nach Goch zur Kirche gegangen, wo die Predigt des Pfarrers Soistmann über Ps. 107, 4—9 zur großen Erbauung der ganzen Gemeinde fast ausschließlich nur dem Pfälzer Dankfeste gewidmet gewesen war, und nach der Predigt die feierliche Einsegnung des ersten Pfälzer Brautpaares stattgefunden hatte. Schon gleich draußen vor der Kirche hatte mancher freundliche Gönner aus der Stadt den Colonisten und speciell dem Brautpaare Glück gewünscht, und sich als Gast für den Nachmittag angemeldet.

Jetzt war es zwei Uhr Nachmittags, und richtig waren ihrer Mehrere von der Stadt heraus gekommen, und kein Einziger mit leeren Händen, sondern jeder hatte irgend etwas zur Feier des ländlichen Festes mitgebracht, mancher außerdem noch eine kleine Hochzeitsgabe. Dieses Fest selber war nun freilich sehr einfach und den Verhältnissen angemessen; unsere heutige Pfälzer Jugend, welche eine derartige Feier ohne Tanzzelt sich kaum vorstellen kann, würde theilweise sich dabei vielleicht gelangweilt haben; nicht also jene ersten Colonisten, welche, genügsamer in ihren Ansprüchen, schon das als einen seltenen Genuß froh empfanden, daß sie einmal von aller Arbeit und Sorge ausruhend etwas Besseres als „das liebe truckne Brodt" essen durften. Weil eben ihr Herz freudig und dankbar erregt war, machte sich sehr bald die Freude auch äußerlich geltend.

Draußen vor dem Hause saß auf allerlei improvisirten Sitzen das junge Volk, und tummelten sich die

Kinder — allesammt in ihren Festkleidern. Bald sangen sie ihre schönen oberländischen Volkslieder, wo die jungen Burschen den Mädchen trefflich secondirten, und die anwesenden Städter sich gar nicht satt hören konnten; bald tanzten sie in bunter Reihe einen Reigen um den Festbaum, wozu sie die Musik sich selber sangen; bald spielten sie Blindekuh, wobei allerlei Scherze vorfielen und des Lachens kein Ende war. Als nun gar, mit lautem Jubelrufe begrüßt, die Nationalhochzeitskost, die man seit Jahren nicht mehr gesehen, herausgebracht wurde, nämlich etliche große Schüsseln mit Reisbrei, für deren passende Aufstellung einige erfinderische Köpfe schnell Rath geschafft hatten, und als sich so ganz wie von selber um je eine Schüssel gerade Diejenigen, welche einander die Liebsten waren, zusammengefunden hatten, und nun Jeder seinen Löffel tapfer gebrauchte, oder auch neckisch dem Anderen einen bezuckerten Bissen, den dieser eben zum Munde führen wollte, geschickt wegkaperte, da herrschte in diesem jugendlichen Kreise eine so wahre, herzliche Fröhlichkeit, wie sie bei den heutigen Kirmeßbelustigungen selten vorhanden ist.

Aber den Höhepunkt erreichte der Jubel, als auch die Jugend von der freundlichen Festgabe des Herrn und der Frau von Motzfeld ihren Antheil empfing, nämlich etliche Flaschen ächten Pfälzerweines aus der schönen fernen Heimath der Emigranten. Zwar an Gläsern war Mangel, aber jede der kleinen Gruppe hatte bald ein brauchbares Trinkgeschirr ausfindig gemacht, und manchem Burschen schmeckte die ungewohnte herrliche Gottesgabe darum wohl nicht schlechter, weil das Mädchen, dem er vor allen gut war, zuvor davon ge=

trunken; denn in diesem Stücke war zwischen den damaligen Menschen und den heutigen gar kein Unterschied. Jetzt aber brach auch der Pfälzer Redestrom und die Süddeutsche Sangeslust hervor. Bald war's das neue Ehepaar Beeker, bald Herr von Motzfeld und dessen Frau Liebste, bald der König und die freundliche Königin, bald einer der Prediger oder der Magistratspersonen oder sonst ein Wohlthäter, den man leben ließ, oder man brachte sich auch gegenseitig ein Lebehoch, und es war gar ergötzlich zu sehen und zu hören, wie manchen Burschen die Lust, immer wieder auf's neue von dem köstlichen Trank zu kosten, gar erfinderisch in immer neuen Trinksprüchen machte. Dazwischen aber wurden die schönen heimischen Weisen angestimmt, und trugen das Ihrige bei zur Erhöhung der Lust.

Als die letzte Flasche bis zur Nagelprobe geleert war, brach das fröhliche Völkchen flugs auf, und eilte hin zu dem prächtigen Tannenbusch, wo man noch „Bäumchenverwechseln" spielte und dabei einander manch liebes Wort zuflüsterte, denn schon den Vorfahren unserer Pfälzer schlug dasselbige liebebedürftige Herz in der Brust, vermöge dessen noch heute unsere Pfälzer Jugend ohne einen trauten Schatz nicht leben kann. Ja in der Freude des Herzens, die nach Ps. 104, 15 der Wein auch diesmal erhöht hatte, wagte wohl Mancher beim Rundblick auf die weite Heidefläche, welche noch gar vielen Raum für zukünftige Ansiedlung bot, kühne und liebliche Luftschlösser zu bauen. Kaum aber neigte sich die Sonne zum Untergange, so schlug man den Rückweg nach Beeker's ein; denn Zucht und Ehre galt noch etwas bei dem damaligen Geschlechte, und die

schmucken Pfälzer-Dirnen von damals hätten's nicht über sich vermocht, mit ihrem Schatze — wie's heute wohl mitunter geschieht — bei Nacht und Nebel noch draußen herumzustreichen. Nur diejenigen, welche das Vieh, das in dieser milden Herbstzeit noch auf der Walz hinreichende Weide fand, „hemhoole" und besorgen mußten, eilten dorthin, um baldmöglichst zur Gesellschaft zurückzukehren.

Drinnen in Beeker's Hause, wo die Alten saßen, war's nicht ganz so lustig hergegangen, wie draußen unter der lieben Jugend, aber auch dort herrschte eine wenn schon ernstere, doch nicht minder herzliche Freude. Zwar an Platz war hier einiger Mangel; denn eine Scheune war leider noch nicht da; den größten der vorhandenen Räume, die Küche, wo der Heerd sich befand, nebst der Kammer links, wo einstweilen noch die Vorräthe lagen, hatte man drum für das junge Volk frei lassen wollen, und sich deshalb mit dem größeren Zimmer rechter Hand behelfen müssen. Aber man kannte ja und übte gern das Sprüchwort, geduldige Schafe gehen viel in einen Stall, und der Zimmermann Jacob Martin hatte gar geschickt und praktisch die Tische und Bänke anzubringen gewußt. Es lag nämlich bis dahin weder Flur noch Söller; so hatte denn der Märten's Jokeb die nöthigen Pfosten einfach in die Erde schlagen können, und hatte auf dieselben die für den Söller bestimmten Bretter genagelt, und in dieser Weise Tische und Bänke hergestellt, die weder viel Raum einnahmen, noch bei dem Gedränge der Menschen umzufallen drohten.

An diesen Tischen nun saßen die ehrsamen Alten nebst ihren Frauen und etlichen Gästen aus der Stadt

und zwar das hochzeitliche Paar zwischen Prediger Schulz und Soistmann, so wie ihnen gegenüber zwischen Johannes Seemann und seiner Anna Margareth die arme Wittwe Wendeling mit ihrer kleinen Anna auf dem Schooße, dem einzigen Kinde, das ihr geblieben war. Es war der armen Wittwe wohl nicht zu verdenken, wenn trotz der stillen Ergebenheit in Gottes Willen, mit welcher sie ihre Seele längst in Geduld gefaßt hatte, heute doch manche heimliche Thräne ihrem Auge entglitt; aber es war nun auch ganz natürlich, daß ihre Betrübniß in die allgemeine Freude einen Ton des stillen Ernstes und beinahe der Wehmuth brachte. Saß sie doch da wie die lebendige Erinnerung an die Tage schwerster Trübsal, also daß anfangs die Festfreude sich kaum zu äußern getraute, und der Jubel der jungen Leute von draußen fast störend hereinklang. Doch eine gemüthliche Ansprache des Predigers Schulz wußte hier bald die rechte Harmonie zwischen Wehmuth und Freude herzustellen. Anhebend mit dem Worte des Predigers Salomo (3, 1 und 4) „Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: Weinen, Lachen, Klagen, Tanzen!" forderte er auf, heute einmal aller Trauer und Sorge den Abschied zu geben und nur zu gedenken der Güte und Freundlichkeit des Herrn. Denn daß es gerade eine Wittwe und ein Wittwer sein müßten, welche nach schweren Trübsalstagen heute das Trauerkleid mit dem Hochzeitskleide vertauscht hätten, das käme ja auch vom Herrn und enthielte für die ganze Colonie, deren Gründungsfeier mit diesem ersten Hochzeitsfeste zusammenfiele, gewissermaßen die Verheißung, daß die Tage der schwersten

Trübsal und Trauer jetzt vorüber wären, und durch Gottes Güte eine Zeit der Erquickung anhöbe, wo alle Trauernden wieder getröstet werden sollten. Darum könnte er auch den fröhlichen Gesang und Reigen der jungen Leute draußen nur billigen, denn derselbe mahnte ihn unwillkührlich an das Wort des Herrn beim Propheten Jeremias (31, 13), welches sie heute doch allesammt mit rechtem Danke bedenken möchten: „alsdann „werden die Jungfrauen fröhlich am Reigen sein, dazu „die junge Mannschaft und die Alten mit einander, denn „ich will ihr Trauern in Freude verkehren, und sie „trösten, und sie erfreuen nach ihrer Betrübniß!"

Diese Mahnung zur Freude aus so ehrwürdigem Munde that ihre Wirkung, und der Gang, welchen hernach die ganze Gesellschaft durch die jungen Felder und Fluren machte, mehrte noch die dankbare Lust der Alten, denn sie sahen's hier vor Augen, daß ja wirklich der Herr schon angefangen hatte, auch zur dürren Heide — wie einst Prediger Mann verkündet — das Schöpfungswort zu sprechen: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besaame!

Als gegen Abend die muntere Jugend sich in's Haus drängte, und die ihr angewiesenen Plätze füllte, und fröhlich, wenn schon nicht so laut als am Nachmittage, abwechselnd spielte, oder sang (zum Tanzen war kein Raum) oder sich Geschichten erzählte, — da herrschte auch unter den Alten bereits eine fröhliche Heiterkeit. Mit behaglicher Lust lauschte man den Erzählungen des Adam Becker und Michel Grossart über die Residenz und deren Pracht und Reichthum, namentlich aber dem wie oft auch schon gehörten doch stets auf's neue

begehrten Berichte über die Audienz beim Könige und der Königin, deren Einzelheiten sich tief genug dem Herzen einprägen sollten, um auch allen Nachkommen in dankbarer, unvergeßlicher Erinnerung zu bleiben*); mit Staunen und Lust vernahm man die interessanten Mittheilungen der Prediger über die Siege des noch so jugendlichen Königs im Schlesischen Kriege; — oder man unterhielt sich voll froher Hoffnung, welche gern und leicht der gegenwärtigen Armuth vergaß, über die Zukunft der kleinen Neu-Pfalz, und über die Anverwandten in der fernen Heimath, die nun vielleicht auch dem dortigen Drucke bald entfliehen, und zu ihnen herüberkommen würden. Kurz es herrschte eine so vergnügte, gemüthliche Stimmung, daß man am Abend mit dem Bewußtsein, ein wirkliches Freudenfest gefeiert zu haben, sich von einander trennte, und der Abendsegen in jedem Hause noch das Wort wiederholte, an welches beim Abschiede der Prediger Soistmann angeknüpft hatte:

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich,
und seine Güte währet ewiglich!"

Kap. 12.

Ich will Dich wachsen lassen und mehren.

(1 Mos. 48, 4.)

Es war keine Täuschung gewesen, wenn die Emigranten in der Hoffnung, das Schlimmste jetzt wohl

*) Gewiß liegt eben hier das tiefe Fundament, auf welchem der für Preußens Könige begeisterte Patriotismus ruhet, der noch heute alle unsere Pfälzer auszeichnet.

überstanden zu haben, ihre junge Colonie fortan als gesichert betrachtet, und am 21. November 1743 deren Gründungsfest gefeiert hatten. Denn die Königliche Verheißung „zu ihrem weiteren etablissement Sorge tragen zu wollen" war allerdings ein festes und genügendes Fundament. Da sich aber schon in den nächsten vier Jahren auf eben diesem Fundamente ein Neubau erhob, welcher die ursprüngliche Anlage um mehr als das Vierfache überstieg, und erst demnächst die Colonie den heutigen Namen Pfalzdorf empfing, da sodann um dieselbe Zeit auch gleich die kirchliche Gemeindegründung in Angriff genommen ward, mit deren Vollendung das Colonisationswerk der Emigranten doch eigentlich erst als abgeschlossen zu betrachten ist, so dürfen wir unsere Erzählung von der Gründung Pfalzdorfs nicht füglich schon mit dem eben beschriebenen provisorischen Stiftungsfeste beschließen, sondern müssen den Leser bitten, uns noch ein wenig weiter zu folgen.

Die Wirkung der zugesagten Königlichen Gnade offenbarte sich schon gleich zu Anfang des Jahres 1744, als die Colonisten zu dem nunmehr unerläßlichen Scheunenbau das erforderliche Holz erbaten. Sie brauchten jetzt nicht mehr zu fürchten, daß ein offenes Geständniß ihrer großen Armuth sie als fremde Bettler erscheinen lassen, und, wie früher, mit Ausweisung bedrohen würde, sondern unverhohlen bekannten sie in ihrem Gesuche:

„daß sie in dieser kalten Winterzeit kaum trucken Brodt hätten, viel weniger das zum Aufbau der ihnen höchst nöthigen Scheunen erfordernde Holz anschaffen könnten, weshalb sie Seiner Majestät zu Fuß fallend, Allerdehmütigst bäten, sie arme Men-

schen mit zwei Eichen= und einer Tannen=Knagge vor jede famille zu begnadigen; den lieben Gott würden sie tag und nacht zu bitten nicht unterlassen, daß Er solche Königliche Gnade mit allen erdenklichen Segnungen nach leib und Seele zu Sr. Majestät lang währender stets glücklicher Regierung und des Königlichen Hauses Wohlsein bekrönen wolle".

Augenblicklich verhieß die Kammer den Bittstellern „nach dem Hoflager in ihrer faveur berichten" zu wollen, und that dies auch umgehend, indem sie die Original=Supplik der Colonisten mit folgenden Worten unterstützte:

„Da allhier mehr denn zu bekannt ist, wie schwer es diesen armen, wegen denegirter Religions=Freiheit aus ihrem Vaterlande gegangenen Leuten fällt, ihren kümmerlichen Unterhalt zu erlangen, geschweige daß sie im Stande sein sollten, sich gemeldetes Holz zum Scheunenbau anzukauffen — inzwischen doch durch ihr bemühen ein gutes Stück sonst sterilen landes nutzbar gemacht, und also dem gemeinen Besten hierdurch ein wahrer Zuwachs verschafft wird; wir aber ohne Ew. Königl. Majestät Allerhöchste approbation keine unentgeltliche Holzanweisung verfügen können: so werden Ew. Königl. Majestät zu Gnaden halten, daß wir zum Besten dieser armen Leute um sothane Allerhöchste approbation Allerunterthänigst bitten". Das war eine andere Sprache, als die in dem zaghaften „faveur-Bericht" vom 14. October 1741, und es war ganz natürlich, daß diese Bitte augenblickliche Gewährung fand.

Eben so auffällig gab sich der Einfluß des verheißenen Königl. Schutzes in dem ferneren Verhalten des Gocher Magistrates gegen die Colonisten kund. Unter dem 21.

Februar 1744 hatte die Kammer denselben zu einem detaillirten Berichte über die junge Colonie nach einer deshalb dem Magistrate zugefertigten Tabelle aufgefordert. Bei Uebersendung dieses tabellarischen Berichtes machte nun der Magistrat unaufgefordert die zusätzliche Bemerkung: „es ginge daraus zur Genüge hervor, daß es diesen Leuten unmöglich falle, ohne genugsahmen zur Düng- und Fettung unentbehrlichen Vieh Standt, und viele andere noch fehlende Haupt-Nothwendigkeiten sich aus diesem noch unfruchtbaren Heidegrunde zu ernähren — es sei denn, daß S. Königl. Majestät die Allerhöchste Gnade vor diese Leute haben und ihnen aus landesvätterlicher Clementz einen erklecklichen Zuschub zu thun Allergnädigst geruhen möchten, da bekanntermaßen dieser Heidegrund viele Zeit, Arbeit und Kösten zur Urbarmachung erfordert, so diese armen Leute nicht gut machen können". Vielleicht geschah es eben in Folge dieses Magistrats-Antrages, daß den Colonisten — wie die Tradition dankbar rühmt — die früher beharrlich von der Kammer abgeschlagenen Materialien zum Bau ihrer Häuser jetzt noch nachträglich in Geld vergütet worden sind.

So entstand denn nunmehr ein wahrer Wetteifer freundlicher Fürsorge für die junge Colonie, ja es ward Seitens der Königlichen Kammer ein besonderer commissarius loci in der Person des Kriegs- und Domainen-Rathes Gazali ernannt, mit der Instruction „das etablissement dieser Leute bestens zu befördern". Dieser Commissarius hatte namentlich auch die einlaufenden Gesuche neuer Colonisten entgegen zu nehmen und zu prüfen. Denn schon gleich vom Jahre

1744 an meldeten sich auf die Kunde, daß es ihren Landsleuten im Clevischen wohl ginge, ab und zu neue Pfälzer Emigranten zur Aufnahme. Dabei sprach aber die Kammer einstweilen noch den Grundsatz aus, „vor „der Hand werde nicht gut gefunden, mehrere Leute „auf diesen Fuß anzusetzen". (17. August 1744). Demgemäß wurden anfänglich nur solche Meldungen berücksichtigt, in denen zugleich ein gewisses Vermögen des Bittstellers nachgewiesen war. Während z. B. die wiederholte Bitte des Zimmermeisters Jacob Martin (Maerten) um Anweisung etlicher Morgen Landes, obwohl er sammt Weib und Kind schon mit den ersten Emigranten zugleich gekommen war, und wie er in seiner Supplik sagte „verschiedene Häuser auf eine so „zierliche Manier, als es ihre Armuth zugelassen, vor „seinen landesleuten auf der Heide verfertigt" hatte, dennoch beharrlich abgewiesen ward, *) „weilen nach „dem bekannten Königl. Edict keine Handwerker auf „dem platten Lande zu dulden, noch weniger also darauf „anzunehmen wären" — so wurden dagegen solche Emigranten, welche des Landbau's kundig und etwas vermögend waren, ja zum Theil schon gleich mit Ackergeräthschaften, Pferden und Kühen anlangten, sehr bereitwillig aufgenommen, und ihnen jede nur mögliche Vergünstigung zugestanden. **)

*) Uebrigens hat sich der Martin (Maerten) wie die Kirchenbücher nachweisen, trotzdem zu halten gewußt, und seine Nachkommen sind noch heute hier.

**) So z. B. Friedrich Sieß, J. N. Boltz, Valentin Conrad, Philipp Moog, Nicolas Hetzel und Peter Wendeling, die alle einzeln zwischen 1744—46 ankamen.

Unter solchen Umständen erfreute sich die kleine Colonie rasch einer gedeihlichen Entwicklung. Die besondere Begabung der Pfälzer für Urbarmachung wüster Ländereien, welche noch heute allen unseren Pfälzern eigen ist, verbunden mit der fast übermenschlichen Anstrengung der Colonisten, von der ihre Nachkommen noch mit Staunen zu erzählen wissen, erzielte die überraschendsten Resultate. Immer größere Flächen Heidegrundes wurden der Kultur gewonnen, so daß schon im Herbst 1745 die Kammer das etablissement der Pfälzer bedeutend genug erachtete, um ihm den Namen „Pfalzorth" offiziell beizulegen, und zu der Ueberzeugung gelangte, die sie auch in ihren Berichten an den König aussprach, daß während man Anfangs durch die Aufnahme der Emigranten nur einen mit mancher Beschwehr verbundenen Act der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit vollzogen zu haben glaubte, man in Wirklichkeit nur dem Wohle des eigenen Landes einen ausgezeichneten Dienst geleistet hätte.

Also geschah es, daß am 4. März 1747 eine Allerhöchste Kabinetsordre erlassen wurde, in welcher „den Familien, so sich in Königlichen Ländern etabliren, aller Königliche Schutz, Gnade und Hülfe zum etablissement versprochen" ward. In Folge dieser Kabinets-Ordre meldeten sich sofort im Sommer desselben Jahres auf einmal 43 Pfälzer Familien zur Uebersiedelung auf die Gocher Heide, und erhielten schon in Frankfurt a./M. von dem dortigen Preußischen Residenten „gedruckte Pa„tente, daß die sich selbst anbauenden Colonisten fünf„zehnjährige Freiheit genießen sollten" — welche Zusage jedoch später wegen Einsprache der Stadt Goch auf zehnjährige Freiheit von allen Abgaben und Lasten be-

schränkt worden ist. Im August 1747 langten diese 43 Familien auf der Gocher Heide an, und begannen ungesäumt auf eigene Kosten den Bau ihrer Häuser, Scheunen und Viehställe. Dem Magistrate von Goch aber, welcher wegen der ohne seine Mitwirkung den Colonisten von Regierungswegen zugesagten Privilegien begreiflicher Weise ein wenig eifersüchtig geworden war, und dieselben zu schmälern suchte, ward sogleich höheren Ortes „der „ernste Befehl ertheilt, diesen Leuten auf keine Weise „beschwerlich zu fallen, besonders aber dieselben mit „unnöthigen Vermessungskosten nicht zu drücken, sondern „vielmehr denenselben in ihrer Nahrung und Handthi„rung auf alle Art beförderlich zu sein" (18. August 1747).

Jetzt erst erfolgte die Cultivirung der weiten Heide im großen Maßstabe, und erstand in kürzester Zeit ein ansehnliches Dorf, welches nunmehr den Namen **Pfalzdorf** erhielt. Die Königliche Kammer und Regierung widmete demselben unausgesetzt die regste Theilnahme, ließ sich von Zeit zu Zeit specielle Berichte über die Entwicklung der Colonie erstatten, und berichtete erfreut darüber nach Hofe.

Kap. 13.

Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre, um Deine Gnade und Wahrheit!

(Ps. 115, 1).

So war es denn wirklich eingetroffen, was jene sieben Männer einst beim ersten Anblick der Pfalz so

lebhaft empfunden und geglaubt hatten. War ihnen damals der Klang jenes Namens wundersam zum Herzen gedrungen, wie ein Zeichen von oben, daß fortan die Erfüllung von Marc. 10, 29—30 bei ihnen anheben würde, war ihnen der Platz, welcher von Alters her, als hätte er längst ihrer gewartet, den Namen ihrer Heimath trug, ein rechtes Bethel geworden, wo sie ganz wie ehedem Jacob zu Bethel in ihrem Herzen das Wort vernahmen „Siehe ich bin mit Dir und will Dich be„hüten, wo Du hinziehst und will Dich herbringen in „dieses Land; denn ich will Dich nicht lassen, bis daß „ich thue alles, was ich Dir geredet habe": so mußten sie und mit ihnen alle die Ihrigen jetzt nach sechs Jahren der Prüfung und Arbeit dankbar bekennen, der Herr hätte ihnen treulich Wort gehalten. Er hatte ihnen, den Verfolgten und Verlassenen, ja wirklich Brüder und Schwestern, Väter und Mütter erweckt unter den Reichen und Angesehenen dieser Erde, hatte ihnen Häuser und Aecker geschenkt, wo sie nun ruhig wohnen konnten unter dem Schutze eines edelen und gerechten Königs. Er hatte ihre Arbeit und ihren Fleiß so wunderbar gesegnet, daß schon jetzt die ehemals dürre und wüste Heide in ein aufblühendes Gefilde verwandelt schien.

Hören wir hierüber einmal den Bericht eines glaubwürdigen Augenzeugen aus jener Zeit. Der reformirte Prediger F. Mann zu Moyland schreibt davon also: „Jehovah, dessen Nahm und Wege wunderbahr, hat es „nach seiner anbethungswürdigen Vorsehung in Gnaden „wohlgefallen, eine gewisse Anzahl evangelischer Pfältzer „auß ihrem Vatterland vor wenigen Jahren zu rufen, „und dieselbe auf eine hierselbst gelegene sogenannte

„Gocher=Heyde zu bringen. Ein Orth und Land-Streich, „der zu der Zeit wüst und öde war, wovon auch Nie= „mand dacht, daß es je so würde werden wie es jetzund „ist, daß Gott, der diese wenige Leuthen hiehin geführt „hatte, gebotte Seinem Seegen dergestalt, daß sie dies „wüste Land uhrbar machen und das Brod davon ge= „nießen konnten. Gleichwie nun solch' ein sonderbahrer „Seegen des Herren Herren sie rührete, daß sie es ihren „Landesleuthen verkündigten, so wurden auch dieser „Viele von Zeit zu Zeit lüstern, sich gleichfalls aufzu= „machen, und ihre Hütten hieselbsten aufzuschlagen; es „gelang ihnen ihre Arbeit auch so, daß sie unter sicht= „bahrem Genuß des das Gedeyen gebenden Seegens und „Gnadenscheines Gottes sich ausbreiteten und so ein Dorf „errichteten und nunmehro als in einem lustigen Gefilde „eine zahlreiche Gemeynheit ausmachen, die das Brod „auß der Erden zur Genügen genießen kann."

Sollten denn aber Jene, die ihr viel schöneres Va= terland nur um des Evangelii willen verlassen hatten, in der neuen Heimath sich wirklich haben heimisch fühlen können, so lange derselben die Predigt des Evangelii noch fehlte? Sollten sie jetzt, wo es ihnen in dem Clever Lande wohlzugehen anfing, des Wortes vergessen haben: „der Mensch lebt nicht vom Brodt allein, son= dern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet!"?

Hören wir auf diese Frage noch einmal denselben Augenzeugen, der in seiner erwähnten Schilderung also fortfährt: „Da es ihnen aber bey dem Genuß irdischer „Seegnungen fehlet an einem solchen, der ihnen das „Brod des Lebens und die Speise reiche, die nicht ver=

„gehet, und dann die höchste Nothwendigkeit bey immer „größer werdender Anzahl der Glieder erfordert, daß „ihnen ein Hirte nach Gottes Hertzen gegeben werde, „der sie weyde mit Klugheit und Wissenschaft, so fin„det sich auch ihre Seele mit brennendem Ver„langen erfüllet, um dem Herrn als in der „Wüsten einen Altar zu errichten".

So hatten es ja schon jene sieben Männer am 3. August 1741 beim ersten Anblick der Pfalz gelobt, daß wenn der Herr würde mit ihnen und den Ihrigen sein, sie ihm hier an dieser Stätte einst ein Gotteshaus errichten wollten: wie hätten sie denn, nachdem Gott ihnen sich so gnädig erwiesen hatte, jenes ihr Gelübde vergessen können, wie hätte dessen baldigste Erfüllung nicht auch allen ihren Gefährten eine Herzens- und Ehrensache sein sollen, wo sie doch allesammt in den Tagen der Noth und Drangsal so manchmal gebetet hatten:

„Mein Gott führ mich an eine Stätt',
Wo ich Dein Wort kann haben;
Darin will ich mich früh und spät
In meinem Herzen laben!"

Der Leser wird es ganz natürlich finden, daß eine Emigranten-Colonie, wie Pfalzdorf, nicht lange ohne Kirche und Schule bleiben konnte, vielmehr die Sorge um die geistigen ewigen Güter des Menschen hier sofort in den Vordergrund trat, nachdem die irdische Existenz kaum nothdürftig gesichert war. Es wird daher die Geschichte der nächsten Jahre, über welche der Erzähler jetzt noch zu berichten hat, überwiegend nur eine Geschichte der Pfalzdorfer Kirchengründung sein. Aber wird sie deshalb unser Interesse etwa weniger in Anspruch nehmen?

Es gab damals noch nicht wie heut zu Tag' einen durch ganz Deutschland verzweigten Gustav-Adolph-Verein, bei welchem die nothleidenden Gemeinden nur anzuklopfen brauchen, um sofort Tausende von lieb- und hülfreichen Brüdern in ihr Interesse zu ziehen, und durch die gemeinsame Anstrengung Vieler das zu erreichen, was dem Einzelnen sonst unerreichbar bliebe; es gab auch noch keine evangelischen Frauen-Vereine, wie der reichgesegnete Kettenbund, welcher unlängst den Nachkommen unserer Emigranten zu Louisendorf die schönste aller evangelischen Kirchen des Clever Landes gebaut hat. Dagegen war das Land arm und die Zeit schwer. Erst seit zwei Jahren (seit 1745) war der zweite Schlesische Krieg beendet, und bis zum siebenjährigen Kriege, während dessen das Clever Land sogar für längere Zeit in feindlichen Besitz fiel, war es auch nicht gar lange mehr hin. Die Zeitverhältnisse waren also wenig dazu angethan, das Streben der jungen Pfälzer Colonie zu unterstützen. Dabei war diese, wenn auch in ihrer Existenz gesichert, doch noch so arm, und von der Sorge um ihr äußeres Fortkommen so sehr in Anspruch genommen, daß von eigenen Opfern für Erreichung des großen Zieles kaum die Rede sein konnte, und schon ein starker Glaube dazu gehörte, unter solchen Umständen an eine kirchliche Gemeindegründung auch nur denken zu dürfen. Und dennoch ist es Thatsache, daß schon nach vier Jahren, nämlich zu Anfang des Jahres 1751 der erste Prediger von Pfalzdorf gewählt und installirt ward. Wie war das möglich? fragt der Leser.

Wir, die wir Zeugen gewesen sind von der Gemeindegründung in Louisendorf, vermögen diese Frage aus

lebendiger Erfahrung zu beantworten. Auch Louisendorf, die Tochter-Colonie von Pfalzdorf, entschloß sich zu dem Werke der Kirchengründung in schwerer trostloser Zeit, nämlich am Reformationsfeste 1848, in einem Zeitpunkte, wo eben vorher auf kräftige Hülfe von Seiten des Staatsregiments alle Aussicht geschwunden war; auch Louisendorf war damals noch arm und von schwerer Schuldenlast beinah erdrückt; noch kein Groschen Geld und keine Zollbreite Landes war für das fromme Unternehmen vorhanden, dagegen standen demselben mächtige Hindernisse, welche aufzuzählen hier nicht der Ort ist, von allen Seiten scheinbar unüberwindlich entgegen: und doch hatte es 5 Jahre später schon seinen eigenen Prediger, hatte ein stattliches Pfarrhaus, eine genügende feste Dotation, eine für's erste ausreichende provisorische Kirche, und erhielt nicht gar lange darauf, was damals auch die kühnste Erwartung nicht hätte hoffen dürfen, jene herrliche Stiftung des Kettenbundes, die schöne Elisabeth-Kirche, die Zierde des Dorfes. Wie ging das alles zu? Nun ganz einfach; wir erinnerten uns damals zu rechter Zeit, daß von den Vätern her noch ein Segen auf den Kindern und Kindeskindern ruhe; wir wagten es, Den, der die Verheißung Marc. 10, 29 — 30 gegeben hat, an diese Verheißung wiederholt zu mahnen: und siehe! ein klein wenig Glaube an des Herrn Wort hat alle Berge von Hindernissen rasch gehoben und glücklich beseitigt, hat den Nachkommen der Pfälzer Vertriebenen aller Orten in ganz Deutschland und weit darüber hinaus Brüder und Schwestern, Väter und Mütter, Freunde und Pfleger erweckt, die es sich zur Ehre rechneten, für das der letzten Erfüllung hier noch

harrende Wort des Heilands einzutreten, und so ist vor unser Aller Augen das Wunder so höchst einfach geschehen, daß die Tochter=Colonie der Pfälzer Emigranten binnen weniger Jahre mehr, weit mehr erreichte, als sonst unsere nothleidenden Gustav=Adolph=Gemeinden in einem ganzen Menschenalter zu erlangen hoffen dürfen.

Wer das mit erlebt hat, der wird sich kaum wundern, daß es den Pfälzer Exulanten von 1741 schon gerade so ergangen ist. Ihr Glaube, der sie getrieben um des Evangelii willen Alles zu verlassen, und darnach in Trübsalen, von denen ihre Nachkommen kaum noch eine Vorstellung haben, sich herrlich bewährt hatte, ihr Glaube, der sich an des Herrn Verheißung so zuversichtlich hielt, bewirkte es, daß der Herr ihnen Wort halten mußte troß aller Schwachheit und Sünde, welche gerade bei dem Werke der Kirchengründung offenbar ward, und den Segen von oben zu verhindern drohte.

Denn freilich hat die Geschichte reichlich dafür gesorgt, daß es auch hier bei dem Worte bleibe: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre, um Deine Gnade und Wahrheit!" (Ps. 115, 1). Nur dieser Gedanke allein gibt dem Erzähler die Freudigkeit, das liebe und wohlthuende Bild der Pfälzer Emigranten, das die Geschichte bisher uns gezeigt hat, in den folgenden Kapiteln durch etliche grelle Züge, welche dem Leser zu verhüllen die Wahrheit verbietet, schließlich wieder zu entstellen. Es ist zwar schmerzlich und traurig, daß gerade da, wo Gott mit seinen höchsten Segnungen anhebt, die Sünde und Selbstsucht der Menschen offenbar wird, aber es ist dies ja nichts Ungewöhnliches; hat sich's doch nachmals in Loui=

sendorf, und vielmals in der Welt noch ganz ähnlich wiederholt, und hat wenigstens das Gute, „daß Aller Mund verstopfet werde, und alle Welt Gott schuldig sei" (Röm. 3, 19), daß auch die Besten auf die Frage: „Wo bleibet nun der Ruhm?" nur antworten dürfen: „Er ist aus!" (Röm. 3, 27).

Wollte aber Jemand nun den Schluß machen, wenn das Bild, welches im Folgenden sich unseren Blicken darbieten wird, das ächte Conterfei der Pfälzer sei, so wäre das bisherige Bild wohl unächt, und bestände nur in des Erzählers Phantasie: dem antworten wir, das sei ferne! Die bisherige Schilderung der Emigranten entspricht genau der Vorstellung, welche die Acten selber in Jedem, der sie mit Liebe und einigem Verständniße durchforscht, hervorrufen; und wenn auch der Erzähler, so weit er es vermochte und seine Aufgabe es forderte, dies Bild ein wenig zu beleben versucht hat, so ist es dadurch doch kein Phantasiegebilde geworden, sondern stellt nach den urkundlich überlieferten Zügen eben nur die wirklichen Gestalten dar, wie sie im Leben ausgesehen haben müssen.

Aber der Leser möge nicht vergessen, daß ja die Colonie Pfalzdorf nach dem Jahre 1747 ganz andere Bestandtheile hatte, als die vor jenem Jahre. Er hat es fortan nicht mehr mit jenen Auserwählten allein zu thun, welche lediglich um des Evangelii willen die schöne Heimath verlassen hatten, und durch große Trübsale hindurchgegangen und geläutert worden waren, sondern überwiegend mit solchen, welche erst auf die Kunde, daß es Jenen wohl erginge, ihnen nachzufolgen den Muth gehabt hatten, oder wie sich Prediger Mann ausdrückte, „sich gleichfalls aufzumachen lüstern geworden waren".

Daß aber diese 43 Familien, welche erst 1747 herüberkamen, nicht alle jenen ersten Emigranten geglichen haben werden, daß durch sie die ursprüngliche Physiognomie der Colonie eine mannigfach andere geworden sei, wen darf das befremden?

Und dann, wer hätte nicht sonst schon erfahren, daß zwar die Noth beten lehret, und gemeinsames Unglück die Menschen innig an einander anschließet, daß aber hernach mit der Noth und Drangsal auch gar leicht der Segen derselben wieder entschwindet, und Selbstsucht und Uneinigkeit auf's neue hervorbrechen! Nun war das aber von jeher ein Charakterzug der Pfälzer gewesen, daß die confessionelle Spannung der vorigen Jahrhunderte, die so häufig zur Intoleranz ausartete, bei ihnen eine besonders lebhafte und starke war; Reformirte und Lutheraner hatten sich in der Pfalz allezeit schlecht vertragen und jenachdem der jedesmalige Kurfürst lutherisch oder reformirt gewesen, die andere Confession zu unterdrücken versucht. Erst als sie nun Gott der Herr beiderseits unter den harten Druck eines streng katholischen Herrscherhauses hingegeben hatte, waren sie weiser und milder geworden, und hatten sich einander tragen und lieben gelernt, also daß z. B. unter unseren Emigranten bisher auch keine Spur religiösen Zwistes hervorgetreten war. Darf es aber wohl befremden, wenn das jetzt wieder anders ward, nachdem es anfing ihnen wohlzugehen und Lutheraner und Reformirte gleichen Schutz und gleiches Recht genossen unter einem edlen Protestantischen Könige? Darf es uns wundern, wenn auch wohl bei den Besten unter ihnen die alte Eifersucht wieder ein wenig erwachte in einem Momente, wo eben die Kir-

chengründung selber das confessionelle Interesse in den Vordergrund stellte, und wenn nun die minder Guten und Frommen unter ihnen dabei Mißgunst, Unlauterkeit und Leidenschaft blicken ließen? Möge der geneigte Leser dies alles bedenken, so wird der scheinbare Widerspruch zwischen den folgenden Kapiteln und den früheren ihn nicht befremden.

Kap. 14.

„Jäch sein zum Hader zündet Feuer an."

(Sirach 28, 13.)

Es war im Juni 1747; der „Baut" war beendet, und für die Colonisten eine kurze Zeit verhältnißmäßiger Ruhe eingetreten; man konnte jetzt an allerlei Dinge denken, zu deren Beschickung sonst die Muße fehlte. Die Kinder, welche vorher je nach ihren Kräften bei der ländlichen Arbeit hatten helfen müssen, durften sich jetzt ausschließlich mit Lernen beschäftigen. Schon seit zwei Jahren hatte Johannes Seemann, dem es schwer auf dem Herzen lag, daß die Jugend gänzlich ohne Unterricht aufwuchs, aus freier Liebe die Kleinen jedesmal in den Ruhemonaten um sich versammelt, und hernach auch den Winter hindurch sie unterrichtet. Im letzten Winter aber war ein reformirter Schullehrer, Valentin Conrad, aus der Pfalz gekommen, und hatte sich auf der Heide angesiedelt. Da nun Seemann lutherisch war, und doch gerade der Katechismus einen Hauptstoff des Unterrichts abgab, so hatten die Reformirten, welche

ohnehin die Mehrzahl bildeten, es für angemessen erachtet, den Valentin Conrad gegen eine geringe Entschädigung theils in Geld, theils in Handreichung und Diensten, die sie ihm beim Bau seines Hauses und bei Urbarmachung seines Grundstücks leisteten, förmlich zum reformirten Schulmeister der Colonie anzustellen, während zum Zwecke des Unterrichts vorläufig Friedrich Conrad seine Scheune bewilligt hatte. So war denn die Jugend in zwei verschiedene Schulen vertheilt, und augenblicklich recht fleißig mit Lernen beschäftigt.

– Aber auch den Erwachsenen blieb in diesen Monaten etliche freie Zeit. Die Männer gönnten sich daher gewöhnlich einen früheren Feierabend und kamen dann stets gern ihrer mehrere bei einem Nachbar zu freundschaftlichem Gespräche zusammen. Die Unterhaltung drehte sich da am liebsten um die nächste Zukunft der Colonie.

Mehr als 40 neue Familien aus der Pfalz waren ja bereits angemeldet, und mußten ehestens eintreffen. Schon waren vorausgesandte Unterhändler derselben angelangt, welche theils in Goch, theils auch bei ihren Verwandten in der Colonie einstweilen wohnten, und allenthalben hatte die Vermessung der Heide und die Absteckung neuer Colonate bereits begonnen. Das brachte viel Leben und eine freudige Aufregung, die es Allen zum Bedürfniß machte, einander aufzusuchen und zu sprechen. Bei diesen Zusammenkünften kam natürlicher Weise gelegentlich auch schon die Kirchengründung zur Sprache, und drängte sich dabei die Frage auf, ob die zu bauende Kirche eine reformirte oder eine lutherische werden sollte. Zwar im Kreise der ursprünglichen Er-

sulanten, in welchen die gemeinsam erduldete Trübsal den Geist der Liebe und Duldung gestärkt hatte, würde diese Frage das gute Einvernehmen nicht haben stören können, aber je mehr allmälig die später gekommenen vorherrschten, um so gewisser mußte dieselbe bei erster Veranlassung eine Ursache dauernden Zwistes werden. Dieser Anlaß ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Sonntags Abends — im Monat Juli, kurz vor Beginn der Erntezeit — waren die meisten Männer beim Balthasar Moog, der einen kleinen Laden nebst Schenkwirthschaft hielt, versammelt, und unterhielten sich wie gewöhnlich. Nicht lange, so trat auch der Schulmeister Valentin Conrad herein, und wer ihn ansah, mußte sich über sein geheimnißvolles, fast triumphirendes Lächeln wundern, das die Neugierde der Andern herauszufordern schien. „Was hast d' denn, Valentin?" — rief ihm der alte Speh entgegen — „schaust ja drein, „als brennte Dir's auf der Zunge!" „Ja Speh" — entgegnete der Schulmeister — „wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, die Meisten von Euch thäten vor Freude springen!" — „Ei so sag's doch nur gleich!" rief es von allen Seiten, und neugierig drängten sich Alle um ihn. Hierauf hatte Conrad nur gewartet, um seine Erzählung zu beginnen.

Er war am Morgen nicht in Goch, sondern in Cleve bei dem reformirten Prediger Wagner zur Kirche gewesen. Das pflegte er mitunter zu thun, und hatte dann nach dem Gottesdienste immer noch etwas mit Prediger Wagner im Geheimen zu sprechen, wie den lutherischen Pfalzdörfern, welche allsonntäglich nach Cleve zur Kirche gingen, schon mehrmals aufgefallen war.

Auch heute war er an dessen Hause gewesen, und hatte daselbst gar wichtige Neuigkeiten gehört: Tags vorher war nämlich ein Brief aus dem Haag gekommen, in welchem Herr von Motzfeld meldete, daß aller Orten in Holland eine freundliche Theilnahme für die Pfälzer Exulanten sich kund gäbe, ja auf den Antrag des Domine van Staveren bereits drei Synoden, (die Südholländische, Utrechter und Geldernsche) zusammen c. 250 fl. für Besoldung eines Predigers und Schulmeisters von Pfalzdorf bewilligt, und mit dieser jährlichen Beisteuer, sobald nur erst die Colonie einen eigenen Prediger haben würde, fortzufahren versprochen hätten, wie denn auch von der Nordholländischen Synode ebenfalls Hülfe in Aussicht stände; ferner hätte (wie der Brief des Herrn von Motzfeld seinen eigenen Namen bescheiden verschweigend sich ausdrückte) „eine gewisse „wohlmeinende Persohn per modum legati zum Unter„halte eines Predigers und Schuhlmeisters bereits 5000 „und 1000 fl. Holl. mehrgedachter Gemeinde vermacht, „so daß bei diesen Umbständen kein Bedenken sein würde, „mit Anordnung eines Predigers mit dem forderlichsten „zu verfahren". Der Prediger von Pfalzdorf sollte dann baldmöglichst nach Holland kommen, und für den Bau einer Kirche und Pfarrwohnung eine Collekte persönlich abhalten. Dies war die unerwartete Nachricht, welche der Schullehrer Conrad in Cleve vernommen hatte, und Prediger Wagner seinerseits hatte den Plan gleich noch weiter ausdehnend ihm gerathen, augenblicklich dafür zu sorgen, daß die Pfalzdörfer bei Sr. Majestät Regierung um eine Collekte im ganzen Preußischen Staate petitionirten. War's da zu verwundern, daß

unser guter Schulmeister, dem die ganze Mähr anfangs wie ein Traum deuchte, in eine Art Verzückung gerieth und im Geiste schon gleich Alles fix und fertig sah?

So war er denn Nachmittags große Pläne in seinem Kopfe bewegend und froh die Einsamkeit des Weges zum Bauen der schönsten Luftschlösser benutzend, langsam nach Pfalzdorf zurückgegangen. Das Gesuch an Se. Majestät lag in seinem Kopfe schon fertig bis auf's Wort; er brauchte es zu Hause angekommen nur noch auf's Papier zu bringen; und er war sich bewußt, seine Worte so trefflich gewählt zu haben, daß er nicht zweifelte, der König würde gleich Ja sagen und gewiß noch ein Uebriges dazu thun. Aber wenn er nun doch bei S. Majestät dem Könige von Preußen, oder mindestens bei Dessen Regierung in Cleve das Wort für die Pfalzdörfer nehmen, und so guten Erfolges sicher sein durfte, warum dann nicht auch bei den Holländischen Mynheeren? warum hiermit erst warten, bis ein Prediger da wäre? Konnte er, Conrad, das nicht eben so gut? Welche Freude, wenn er dann aus dem fabelhaft reichen Holland, wo gewiß lauter Motzfeld's wohnten, mit Schätzen beladen zu den Seinen zurückkehren würde! Welche Ehre, wenn's noch bei den Nachkommen der Pfälzer heißen würde: die Kirche und Schule hat uns der Conrad gebaut, ohne den hätten wir's nimmer fertig gebracht! Schon sah und hörte er dies alles in seiner freudig erregten Phantasie, und ein süßes, nie geahntes Selbstbewußtsein erfaßte ihn. Der Leser aber mög's dem guten Schulmeister verzeihen, wenn dieser unter dem Einfluße solcher berauschenden Vorstellungen als der glückliche Ueberbringer der unerhörten Neuig-

keiten von der Wichtigkeit derselben nun ein gut Theil auf seine werthe Person übergehen ließ, und seine Rede also einrichtete, daß die Zuhörer aus dem freudigen Staunen gar nicht mehr herauskamen, und ihren Schulmeister mit ganz anderen Augen ansahen als bisher. Daß dieser ein so „tiefsinniger" und viel vermögender Mann wäre, daß durch seine Vermittlung das ersehnte, bisher noch in unabsehbarer Ferne liegende Ziel auf einmal so ganz nahe gerückt werden sollte, das überraschte sie auf's höchste, und er durfte allmälig wohl wagen, auf seine gewünschte holländische Reise hinzudeuten.

Da meinte aber nun gleich Johannes Seemann, das wäre doch nicht rathsam; Herr von Motzfeld hätte ja gewiß seine guten Gründe, wenn er die Einsammlung der Niederländischen Collekte erst einem Prediger von Pfalzdorf vorbehalten hätte, und den Willen ihres Wohlthäters müßten sie doch respectiren; zudem aber, wie wollte Conrad denn die Holländer verstehen oder mit ihnen reden, da er ja nur Deutsch spräche? *)

Schon der erste Einwurf aus dem Munde ihres werthen Johannes schlug im Kreise der Männer sogleich durch; dies blieb dem Conrad nicht verborgen, und ärgerte ihn gewaltig, denn es war ein unerwarteter

---

*) Der Erfolg hat später diesen Einwurf Seemann's vollständig gerechtfertigt. Herr von Motzfeld schreibt darüber an Prediger Wagner also:

„Ein Prediger könnte im stück einer collecte nützlichere „Dienste thun, als der gute Schuhlmeister, welcher eine „Reise ohne den geringsten Nutzen wider mein außdrücklich„schriftliches anrahten unternommen hat."

Strich durch seine Rechnung, es kam wie ein kaltes Sturzbad über seine glühende Erwartung. Als aber vollends bei der Vorstellung, wie sich Conrad wohl anstellen würde, um Holländisch zu sprechen, ein allgemeines Gelächter entstand, da fuhr dieser heftig gegen Seemann heraus: „Schweig Du nur still, Du luppohriger Lutheraner; hast hier gar nichts mitzureden; Die Kirche ist blos für uns Reformirte!" Das waren verhängnißvolle Worte, die gar bald einen unseligen Streit entzünden sollten; wie sprühende Funken waren sie in den Zunder gefallen, anfangs nur hier und da an einem Punkte kaum sichtbar zündend; aber unvermerkt glimmten hernach die Funken weiter, wurden allmälig zur heißen Gluth, bis die überall lauernden Ohrenbläser ihr Geschäft des Blasens begannen, und zuletzt die Flamme der Leidenschaft hoch emporschlug.

Ob nicht Johannes Seemann sogleich an das apostolische Wort „siehe ein kleines Feuer, welch' einen Wald zündet es an!" gedacht haben sollte? Wenigstens war er bemüht den Funken zu löschen, ehe er zur Flamme würde. Ruhig und sanftmüthig erwiderte er, Conrad möchte ihm doch nicht böse sein; es wäre ja auch seine Meinung, daß von dem, was Herr von Motzfeld und die Holländischen Synoden gegeben, nur ein reformirter Prediger angestellt würde, da die Geber selbst reformirt wären; aber die Collekte zum Kirchbau, welche hernach der Prediger einsammeln sollte, brauchte darum nicht gerade den Reformirten ausschließlich zu Gute zu kommen; warum sollten sie jetzt auf einmal so fremd und feindselig gegen einander thun? Die Holländer würden ja gewiß nichts dagegen haben, daß den armen

lutherischen Brüdern, sobald auch sie einen Pastor hätten, der Mitgebrauch der Kirche gestattet würde; vollends auf die Preußische Collekte hätten die Lutheraner doch ein ganz gleiches Recht mit den Reformirten, da sie beide unter gleichem Schutze des Königs ständen, und Preußen ungleich mehr Lutheraner als Reformirte zählte; wollte man nun sich nicht vertragen, sondern lieber gleich zwei Kirchen auf einmal bauen, so schiene ihm das bei ihrer geringen Zahl aber desto größeren Armuth ein sträflicher Hochmuth, der nicht nur dem Könige mißfallen, sondern auch den Segen Gottes ihnen verschließen und das ganze Werk verhindern müßte, wie geschrieben stände: „Den Hoffärtigen widerstehet der Herr!"

„Hast Recht, Johannes", — begann jetzt der alte Jacob Speh, der selber reformirt war — „wir müssen uns vertragen; es wäre Sünd und Schande, wenn wir über das Haus des Friedens uns zanken und streiten wollten; wir glauben ja All' an einen Gott, und haben's auch beim Antritt unserer Pilgerreise gelobet, alles gemeinsam zu halten, was Gott uns bescheeren würde; wie sollten wir denn jetzt so großes Uebel thun und wider Gott sündigen?" —

Auch Andere stimmten dieser Rede bei, und die, welche etwa entgegengesetzter Meinung waren, wagten doch nicht recht damit hervorzutreten; sie schwiegen entweder, oder äußerten sich nur kleinlaut, denn das Alter galt noch etwas unter ihnen, und Niemand wagte dem entschiedenen Worte des alten Speh sogleich keck zu widersprechen. Zwar meinte der Schullehrer Conrad, nachdem seine erste Aufregung vorüber war, auch er gönnte ja den Lutherischen alles Gute, aber sie könnten

doch nicht verlangen, daß man ihretwegen vielleicht die Gunst der reformirten Holländer auf's Spiel setzte und am Ende gar nichts zu Stande brächte; besser, einer bekäme etwas, als keiner; — doch zu einem hitzigen Wortwechsel kam es diesen Abend nicht mehr. Wohl war es dem Johannes nicht entgangen, daß Conrad's Worte bei Manchem, der sich stille hielt, dennoch gezündet hatten, daß namentlich unter den Neuangekommenen sich eine Partei für ihn zu bilden anfing, aber er gehörte zu den Friedfertigen, welche dem Streite lieber ausweichen, als ihn suchen. Darum zog er es vor, nachdem er seinem reformirten Collegen zu freundlichem Abschiede die Hand gereicht, und den übrigen Männern gute Nacht gesagt hatte, sammt seinen beiden Gästen Michel Dandes und Peter Wendeling still und zeitig nach Hause zu gehen. Auch die anderen Lutheraner, welche anwesend gewesen, und den Aerger über Conrad's Aeußerungen nicht sobald hatten verwinden können, verließen sehr bald die Gesellschaft, so daß nicht lange darauf, nachdem auch Speh mit etlichen Freunden sich entfernt hatte, nur noch eine Anzahl Reformirter, unter denen die neu angelangten Pfälzer die Mehrzahl bildeten, zurückblieb.

In diesem kleineren und für seine Pläne empfänglicheren Kreise brachte nun Conrad die Sache noch einmal auf's Tapet. Ob das gerecht wäre, fragte er, daß die große Mehrzahl sich nach einer Hand voll Leuten richten und ihnen zu Liebe wohl gar die ganze in Aussicht gestellte Hülfe verlieren sollte? Ob denn überhaupt die paar lutherischen Familien an Bildung einer eigenen Gemeinde nur denken dürften? Nein, meinte er, wenn

man auf die warten wollte, dann könnte man noch lange warten, es wäre viel klüger und gerechter, jede von beiden Confessionen ginge ihren eigenen Weg, und sähe einmal, wer am meisten könnte und zuerst am Ziele wäre; gute Freunde könnten sie drum doch bleiben, wenn auch jeder Theil seine eigene Kirche hätte; im Gegentheil dann würde die Freundschaft erst für immer gesichert sein, und jeder Anlaß zum Streite, der bei gemeinschaftlichem Gebrauche einer und derselben Kirche später doch nicht ausbleiben könnte, würde in Zukunft fehlen. So überzeugte Conrad seine Zuhörer, daß sein Plan nicht nur rascher zum Ziele führen, sondern auch besser dem Frieden dienen würde, als der von Seemann, und wie ihm das einmal gelungen war, wurde es ihm ein Leichtes, die Männer auch zu raschem Handeln zu bewegen. Die Bittschrift an S. Majestät, die er heute Nachmittag sich bis auf's Wort hin ausgedacht und hernach zu Hause auf's schönste niedergeschrieben hatte, brauchte er nur zu recitiren — und er that's mit dem gehörigen Nachdruck! — so waren sie allesammt bereit, flugs mit ihm zu gehen, und dieselbe zu unterschreiben, was auch sofort geschah. Diese Bittschrift sprach einfach blos von „emigrirten Churpfälzern reformirter religion, die sich auf der Gocherheide niedergelassen" hätten, so daß, wer nicht sonst schon wußte, daß auch Lutheraner unter den Emigranten gewesen, dies gar nicht vermuthen konnte — was man allgemein sehr klug fand. Einmal aber von Conrad's sanguinischen Hoffnungen auf den Erfolg dieser schönen Bittschrift angesteckt, fanden sie's wirklich am besten, daß der Schulmeister auch die Collekte in Holland zu gele=

gener Zeit selber einsammeln sollte, denn desto früher würden sie dann zum Ziele kommen.

Frohen Muthes trennten sich die Männer erst als es schon zu dunkeln begann; Valentin Conrad aber versprach, die Bittschrift, über welche sie sich gegenseitig Schweigen angelobt hatten, schon anderen Morgens, sobald die Schule aus wäre, dem Prediger Wagner zu weiterer Besorgung persönlich zu überbringen.

Doch mit dem Schweigen war's so eine eigene Sache; Abraham Lima und Jost Schlarb — beide noch von den ersten Emigranten, und den Lutheranern günstig gesinnt — hatten lutherische Frauen, denen mußten sie's doch im Vertrauen sagen; diese wieder glaubten's der Frau Seemann nicht verschweigen zu dürfen, welche flugs ihren Mann davon in Kenntniß setzte, und so hätte vielleicht schon anderen Tages das Geheimniß die Runde durchs ganze Dorf gemacht, hätte Seemann nicht gleich gesagt: laßt's gut sein, Gott wird's ja walten, wie's ihm gefällt.

Kap. 15.

Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen.

(Ps. 127, 1.)

Vier Tage waren seitdem vergangen; die Woche neigte sich zum Ende, und nächsten Montag sollte die Roggen-Ernte beginnen; demnächst stand die Ankunft der erwarteten Familien und mit ihr auch für die bereits

Angesessenen so viel neue Arbeit bevor, daß der Schul-Unterricht jedenfalls bis zum Winter ruhen mußte. Heute sollte er geschlossen werden. Johannes Seemann hatte die lutherischen Kinder um sich versammelt, und legte ihnen Fragen aus der Bibel und dem Katechismus vor. Andächtig standen die Väter und Mütter dabei, so daß das Sommer-Schullokal, Seemann's Scheune, deren weit geöffnetes Thor ein hinlängliches Licht hereinließ, ganz gefüllt war. Denn die Alten wollten nicht blos hören, was ihre Kinder gelernt hätten, sondern auch ihnen selber war es erbaulich, dem lieben Johannes zuzuhören, der den Katechismus und die biblische Geschichte erklären konnte, wie ein Pastor; ja Mancher hörte ihn wohl noch lieber, denn er verstand ihn besser als so einen gelehrten Herrn auf seiner Kanzel, dessen Worte oft Ellen hoch über die Köpfe seiner schlichten Zuhörer hinweggehen. So oft Johannes eine Frage gethan, sah man, während das befragte Kind laut und fröhlich antwortete, die Lippen der meisten Alten sich still mit bewegen, und aus ihren Augen leuchtete die Freude darüber, daß sie's auch noch so gut wüßten.

Eben war das Gleichniß vom Säemann durchgenommen worden. Der Lehrer hatte auf die bevorstehende Ernte hinweisend in einer Reihe von Fragen, welche der unmittelbarsten Erfahrung der Kinder wie der Eltern entnommen waren, an die viele Arbeit und Mühe erinnert, die auf den unfruchtbaren Boden der Heide hätte verwendet werden müssen, ehe derselbe ein gutes, fruchtbringendes Land geworden wäre, hatte die Kinder weiter befragt, woher es wohl käme, daß auch jetzt auf

ihren gesegneten Feldern der alte Wildwachs immer noch sich geltend zu machen versuchte, und brachte nun hieran zur Anschauung, welche Arbeit und Mühe der Herr Jesus auch mit uns hätte, ehe unser Herz überhaupt ein gutes Land würde, wie aber auch dann noch stets viel neues Unkraut aus dem alten Herzen unvermerkt wieder aufwüchse und die gute Saat zu hindern drohte — mancher von den gespannt zuhörenden Männern, vielleicht auch Seemann selber, mochte dabei unwillkührlich der Scene von vorigem Sonntag Abend gedenken —: da öffnete sich leise die kleine Thür, welche aus der Küche in die Scheune führte, und es traten zwei Männer herein, bei deren Anblick eine ehrerbietige Stille entstand. Der größere, ein stattlicher und feiner Herr von etwas zurückhaltendem Wesen war der Pastor Sybel, der kleinere in dem fadenscheinigen langen Rock und mit dem klugen, lebhaften und freundlichen Gesicht unter der hochehrwürdigen Perrücke war der Pastor Bartels, beide die lutherischen Pfarrer von Cleve, den versammelten Eltern sowohl als Kindern wohlbekannt, denn sie waren schon öfter zur Ausübung der Seelsorge draußen gewesen. Heute galt ihr Besuch zunächst der Jugend; dieselbe wurde weiter examinirt, von den beiden Pfarrherren dann belobt, ermahnt und entlassen. Auch die Mütter entfernten sich; die Männer jedoch nöthigte Pastor Bartels noch ein wenig zu bleiben, da er mit ihnen etwas Wichtiges zu reden hätte.

Alle waren gespannt; Mancher fürchtete, daß es den aufkeimenden Zwist im Dorfe beträfe, und war schon darauf bedacht, wie er sich nöthigenfalls rechtfertigen und beweisen könnte, daß die Reformirten allein

die Schuld hätten. Da hob Pastor Bartels an, wenn sie je daran dächten eine eigene Kirche zu bekommen, so wär's jetzt ihre Pflicht sich zu rühren. Die Reformirten hätten bereits Schritte gethan, und sie — die Lutheraner — liefen Gefahr, völlig ausgeschlossen zu werden. Von einem Freunde bei der Regierung zu Cleve habe er bestimmt vernommen, daß dort schon eine Supplik der Reformirten abgegeben sei, die gerade thäten, als ob sie allein da wären, und die Lutheraner gar nicht erwähnt hätten. Ob ihnen denn hiervon gar nichts bewußt wäre?

Nun gestand Seemann, er hätte es allerdings gewußt, aber weil ihm bange wäre um den Frieden des Dorfes, hätte er lieber geschwiegen. Der Schulmeister Conrad, von welchem die ganze Sache ausgegangen, wäre schon neulich so gereizt gewesen, und da sich bereits eine Partei um ihn gebildet hätte, so könnte gar leicht ein Streit entstehen. Darum hätte er geglaubt, die Sache dem lieben Gott allein anheimstellen zu müssen. Doch Pastor Bartels meinte ebenso wie sein College Sybel, es wäre ihre Pflicht, auch selbst zu thun, was in ihren Kräften stände; wenn sie's nur mit rechter Weisheit und Liebe thäten, würde das den Frieden gewiß nicht stören; wenn sie aber die Hände in den Schooß legten, und überließen den Reformirten allein das Feld, so versündigten sie sich an der lutherischen Kirche, und hätten's zu verantworten, wenn dann für die Zukunft ganz Pfalzdorf reformirt würde, und der lutherische Glaube dort keine Stätte mehr fände. Diese Vorstellung verfehlte der Wirkung nicht; Pastor Bartels, solches wahrnehmend, zog nun ein Blatt hervor, las es

erst still für sich nochmals durch, machte hier und da mit Bleistift einen ihm nöthig erscheinenden Zusatz, und sagte sodann den Männern, sie wären es ihrem heiligen Glauben schuldig, sich ebenfalls jetzt an die Königl. Regierung zu wenden, damit ihr Gesuch gleichzeitig mit dem der Reformirten an S. Majestät gelangte. Er hätte deshalb ungesäumt ihnen eine Supplik entworfen, dieselbe so eben nach Seemann's mündlicher Aussage gehörig ergänzt, und wollte sie ihnen jetzt einmal vorlesen. Diese Supplik begann mit der Bemerkung, daß im Jahre 1741 mit Allergnädigster permission Seiner Majestät Churpfälzische Emigranten reformirter und lutherischer Religion sich auf der Gocherheide niedergelassen hätten u. s. w. und fuhr dann also fort:

„Ob man nun wohl in völliger Einigkeit zeither „gelebet, und so wenig der Religion als zeitlicher „Güter halber einiger Irrthum oder Widerwillen „sich hervorgethan, muß man doch anjetzo vernehmen, daß auf instigation eines gleichfalls emigrirten und pro tempore reformirterseits angenommenen Schulmeisters Valentin Conrad's die „reformirten Glaubensgenossen sich nunmehr von „den lutherischen absondern, und um einen privativen Kirchenbau auf gemelter Heyde suppliciren „wollen, dieselben auch dem Verlauthe und ihrem „eigenen Bekenntniß nach desfalls schon im Werk „begriffen sein sollen.

„Gleich wie aber beyde Religions-Verwandte aus „einer christlichen intention emigrirt, und unter „sich keinen Unterschied gemachet, sondern dasjenige, was der Allerhöchste bei ihrer

„Wallfahrt bescheeren würde, gemeinschafft=
„lich zu halten sich verbunden: Also lebet man
„auch Lutherischerseits der allerunterthänigsten Zu=
„versicht, Ew. Köngl. Majestät werden diesen Theil
„von dem gemeinschafftlichen Gebrauch einer etwa
„zu erbauenden neuen Kirche desto weniger aus=
„schließen lassen, da ihrerseits bereits 50 Commu-
„nicanten und über 30 Kinder vorhanden, auch
„noch mehr evangelisch lutherische Emigranten bei
„ihnen täglich erwartet werden; und gelanget dem=
„nach an Ew. Köngl. Majestät derselben Allerunter=
„thänigste Bitte, Höchst dieselben Allergnädigst ge=
„ruhen wollen, bey dem ad instantiam der refor=
„mirten Emigranten zum Köngl. Hoflager etwa
„abzustattenden Bericht auch dieses allerdehmüthigste
„supplicatum beyfügen, und darauf gleichmäßige
„Allergnädigste Verordnung Religions-recessmäßig
„befördern zu lassen.

„In tiefster devotion ersterbend
Ew. Köngl. Majestät
Allerunterthänigst Gehorsamste Knechte
Die evangel. lutherischen Emigranten
auf der Gocher Heyde."

Die Meisten staunten ob dieser schönen und wie sie meinten hochgelehrten Bittschrift; daß so viele fremde Wörter darin gewesen, die sie nicht hatten verstehen können, das vermehrte nur ihre Zuversicht auf den Erfolg der Bittschrift, und sie wären bereit gewesen, dieselbe sofort zu unterschreiben. Aber Seemann, dem die Anfertigung der Reinschrift oblag, und einige Andere baten demüthigst, ehe sie diesen wichtigen Schritt thäten,

doch erst noch einmal mit dem alten Speh sich besprechen zu dürfen; vielleicht daß es diesem noch gelänge, die Reformirten selbst zu einer Nachschrift zu bewegen, welche, auch der Lutheraner gedenkend, den Frieden wieder herstellte. Die beiden Pfarrherren hatten hiergegen nichts einzuwenden, nur sollte, falls der Versuch mißlänge, die lutherische Supplik baldigst von den Anwesenden unterzeichnet und abgesandt werden. Dies waren Alle gern zufrieden.

Zwei Tage waren seit dieser Uebereinkunft vergangen. Seemann hatte inzwischen mit dem alten Speh geredet, und ihm offen das beabsichtigte Bittschreiben der Lutheraner gezeigt. Dem aber hatte dasselbe dermaßen gefallen, daß er sofort gesagt, es wäre doch am besten, wenn's nur frisch weg zur Regierung abginge; die könnte dann gerade sehen, wie die Sache stände, und würde gewiß gleich sagen, was dem Einen Recht ist, das ist dem Andern billig; hätt' aber die Regierung erst gesagt, die Kirche soll allen Beiden angehören, dann würde auch Conrad nicht mehr mucksen, sondern Alle sich unterthänigst für solche Gnade bedanken; wollt' er, Johannes, dagegen dasselbe sagen, dann würde Conrad alsbald sein Widerpart sein, dem würde sein ganzer Anhang nach dem Munde sprechen, und dann wäre der Streit auf's neue da. So sehr hierin Seemann dem alten Freunde, der freilich seine Leute kannte, im Grunde hatte Recht geben müssen, so war's doch gegen seine Natur gewesen, die Bittschrift heimlich, wie's die Reformirten zwar auch gethan hatten, abgehen zu lassen. Es dünkte ihm eine Schande, wenn sie dem Könige, welcher so freundlich sie in sein Land aufgenommen

hätte, jetzt gleich mit Klagen über einander kämen, und ihren Zwiespalt vor ihn brächten; der würd's am Ende noch bereuen, daß er sich mit ihnen eingelassen, und würde beiden Theilen ihre Bitte rundweg abschlagen. Sollte denn nicht wirklich eine Verständigung noch möglich sein, wenn man dies alles den Leuten ernstlich vorstellte? so hatte Seemann sich immer wieder fragen müssen, und es hatte ihn gedrängt, diese Frage nun auch am Sonntag an die bei Moog abermals versammelten Männer zu richten.

Doch es ging jetzt gerade, wie's der alte Speh vorausgesagt. Während der Schulmeister Conrad den Vorschlag mit allerlei gar nicht unebenen Gründen bekämpfte, in seinen Reden aber immer dreister, ja verletzender wurde, je mehr ein Theil der Anwesenden durch immer lautere Zustimmung ihn ermunterte, während andererseits auch die meisten Lutheraner durch das Gehörte immer gereizter und bissiger wurden, und die ihnen entgegen geworfene Herausforderung, zu sehen wer am meisten könnte, gern annehmen zu wollen erklärten, begnügten sich die Uebrigen mit der Versicherung, „wie's die Regierung thäte, so wären sie's zufrieden“ — und Seemann verließ, ohne mit seinen Confessions-Genossen etwas Bestimmtes verabredet zu haben, unmuthig und traurig die Gesellschaft, im Stillen es bereuend, daß er nicht lieber gleich den Rath des alten Speh befolgt hätte. So kam es, daß die lutherische Bittschrift, da in den nächsten Tagen ein Jeder mit den Erntearbeiten vollauf beschäftigt war, erst am 31. Juli unterschrieben werden und abgehen konnte.

Eine Zeitlang schien's, als sollte jetzt Ruhe und Friede wiederkehren. War's ja auch Vielen wirklicher Ernst gewesen mit der Versicherung, wie's die Regierung entschiede, so wäre es ihnen recht; die konnten nun ruhig den Erfolg beider Eingaben abwarten, und waren so vernünftig inzwischen sich still zu halten, und jeglichen Anlaß zum Streite zu meiden. Dazu kam, daß sehr bald die Kirchenfrage durch etwas Anderes in den Hintergrund gedrängt ward. Schon im Laufe der nächsten Woche (Anfang August 1747) langten nämlich die erwarteten 43 Familien mit ihrer ganzen Habe an. Das war ein Ereigniß für die Colonie; da hatte Jeder der schon Angesessenen Verwandte oder alte Freunde aus der Heimath zu begrüßen, und tausenderlei sie zu fragen oder ihnen zu erzählen, hatte mit Anderen, die ihm noch unbekannt waren, Bekanntschaft zu machen, ihren Hausrath, ihre Ackergeräthschaften und das mitgebrachte Vieh zu besichtigen, ihre Familienverhältnisse zu erforschen, namentlich aber beim Häuserbau der künftigen Nachbarn tüchtig mit Hand anzulegen, Fuhren zu thun, Bestellungen zu machen, und was sonst noch nöthig war bis zur ersten, nothdürftigsten Einrichtung. Da gab's also für den Anfang so viel zu sehen, zu hören, zu sprechen, zu rathen, zu helfen, daß der neulich entstandene Zwist über den Kirchbau völlig vergessen schien.

Aber aufgeschoben ist bekanntlich noch nicht aufgehoben, am wenigsten auf dem Lande, und unter Pfälzern. Es währte kaum 14 Tage, so hatte man sich ziemlich ausgesprochen und die Kirchenbaufrage kam wieder auf's Tapet; der Eine oder Andere glaubte sich

verpflichtet, die Neuangekommenen in die Sachlage gehörig einzuweihen; unter diesen wiederum war Mancher, der seine geheime Lust daran hatte, das beinah erloschene Feuer auf's neue zu schüren. Da waren Zwischenträger, die's mit beiden Parteien zu halten schienen, nur um beide recht an einander zu hetzen; da wurde auch unter der Arbeit wie zum Zeitvertreibe und zum Scherze viel geneckt, gestichelt, geprahlt, und wenn's gelungen, die Anderen zu ärgern, dann wurden diese noch obendrein verlacht. Gut war das nicht, denn wenn man am Ende auch einen neckischen Scherz nicht all zu übel nahm, und höchstens dann darüber aufbegehrte, wenn's nicht gleich gelang, mit einem noch beißenderen ihn zu erwidern, so blieb doch immer ein geheimer Aerger und eine zunehmende Erbitterung im Herzen zurück, und der Geist der Liebe, welcher die Colonie in ihrer ersten Zeit beseelt hatte, drohte jetzt, da sie heranwuchs, von ihr zu weichen, denn die Liebe treibet nicht Muthwillen, suchet nicht das Ihre und läßt sich nicht erbittern. Zuletzt wußte Niemand mehr recht, was Scherz oder was wirklich ernst gemeint wäre; als da einmal etliche reformirte Spaßvögel mit ernster Miene versichert hatten, sie hätten guten Bescheid von der Regierung, und hätten auch schon ein „Vorschreiben“ von ihr, mit dem sie nächste Woche nach Berlin zum Könige gehen würden, und es wäre nun doch Schade um die grausam schöne Supplik, welche Pastor Bartels den Lutheranern jetzt ganz für nichts gemacht hätte: da wurden die Letzteren doch ernstlich um ihre Sache besorgt, und etliche von ihnen gingen eilends nach Cleve, dem Pastor Bartels ihre Noth zu klagen. Der war nun nicht wenig erstaunt

über das, was er hörte, wunderte sich zwar, daß er hiervon noch gar nichts wußte, setzte sich aber doch augenblicklich an seinen Schreibtisch, um als eifriger lutherischer Pfarrer mit seiner Feder die beeinträchtigten Rechte seiner Confession zu vertheidigen. Anknüpfend an die Supplik der lutherischen Pfalzdorfer vom 31. m. p. fuhr seine Eingabe an die Königl. Regierung also fort:

„Weilen aber hierauf dem Verlauthe nach noch „nichts resolviret, hingegen die reformirten Emi„granten sich vantiren, daß sie bey hiesiger Hoch„löblicher Regierung bereits ein Vorschreiben und „Bericht zum Königl. Hoflager erhalten hätten, „und solches per Deputatos überbringen lassen „wollten, inzwischen nicht abzusehen, warum gestal„ten Umständen nach sie vor denen Lutherischen „Emigranten ein mehreres Recht und privilegium „sich anmaßen können, zumahlen eadem causa et „conditio für die Protestanten reformirter und lu„therischer Religion in casu militiret und hierunter „kein Unterscheid gemacht zu werden pfleget — als „bitten dieselben ferner Allerunterthänigst demüthigst, „Ew. Köngl. Majestät geruhen, auch die evgl. lu„therischen Emigranten unter Dero kräftigen Schutz „weiter zu nehmen und ihnen nebst den Reformir„ten gleichmäßige Gnade widerfahren zu lassen, „auch Allergnädigst zu erlauben, daß man dießfalls „im Königlichen Hoflager näher supplicire, und zu „solchem necessairen Behuf einen und anderen „aus seinen Glaubensgenossen dahin abfertige und „Remedirung suche, desuper quovis meliori modo

„humillime implorando".

Cleve d. 31. August 1747.

Im Nahmen der Supplikanten

J. L. Bartels, qua p. t. praes. Cl. Cliv.

Noch selbigen Tages gab der eifrige Pastor dieses Schreiben persönlich bei der Regierung ab, nachdem er seine Gewährsleute getröstet und völlig guten Muthes entlassen hatte. Diese nahmen nun keck das Nergeln mit den Reformirten wieder auf, rühmten sich, sie wüßten auch noch den Weg nach Berlin zu finden, wollten mal sehen, wer am schnellsten laufen könnte und wer am ersten beim Könige gewinnen würde, u. s. w.

Aber o wehe! schon am zweiten Tage kam ein Bote von Pastor Bartels mit einem großen Briefe, und in demselben lag nebst den remittirten Suppliken vom 31. Juli und 31. August die kurze Resolution der Königl. Regierung:

„Dieses Suchen scheint zu praematur zu sein, und
„können supplicantes bei mehrerem Anwachs Luthe-
„rischer Glieder und wenn sie im Stande seyn
„einen Prediger zu unterhalten, sich näher melden".

Das traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel; zwar nicht für die Zukunft — wie Pastor Bartels tröstend dazu bemerkte — aber für den Augenblick doch jedenfalls schnitt es alle Hoffnung ab. Nun hätte man sich das schon können gefallen lassen, aber der fatale Spott der Reformirten, welche merkwürdig schnell von jener Resolution Kunde erhalten hatten, machte die Sache so bitter. Wo sich Lutheraner blicken ließen, wurden sie mit ihren Berliner Deputirten geneckt, welche nicht weiter als bis Cleve gekonnt hätten, da wären sie schon ge-

stolpert und hätten sich die Beine verrenkt, und der König warte nun umsonst auf sie, und werde am Ende ungeduldig werden; oder, meinten wieder Andere, die Lutherischen Deputirten brächten wohl gar die Kirche gleich mit heimgetragen, und würden deßhalb so lange unterwegs bleiben müssen. Genug, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, das gilt noch heute, das galt schon damals unter unseren Pfälzern, die durch ihre angeborene Lust am Necken bei jedem Parteizwiste nur gar zu gern Oel in's Feuer gießen.

Die Reformirten triumphirten, und wie es schien mit gutem Grunde; denn war der Lutheraner Gesuch nur deshalb zurückgewiesen worden, weil ihrer noch zu Wenige wären, und alle Mittel zur Unterhaltung eines Predigers ihnen fehlten, so traf dies bei der Supplik der Reformirten beides nicht zu; es konnte ihnen also unmöglich fehlen, und gerade der Umstand, daß ihnen, obwohl sie doch schon früher geschrieben, noch gar kein Bescheid geworden, bestärkte sie in der Erwartung eines günstigen Bescheides. Was man vorher nur neckischer Weise den Lutheranern aufgebunden hatte, das bedachte man jetzt allen Ernstes, man wollte die Regierung um ein Vorschreiben an S. Majestät ersuchen, und dann persönlich zum Könige gehen. War's ja doch seit jener folgenreichen Audienz, welche Adam Becker und Michael Grossart vor 4 Jahren beim Könige und der Königin gehabt hatten, ein Sprüchwort in der Colonie geworden: „man muß nur vor die rechte Schmiede gehen!"

Aber auch den heißblütigen Erwartungen der Reformirten stand ein kühlendes Sturzbad bevor: kaum eine Woche war vergangen, so kam an sie von der Königl.

Regierung, welche den Zwist im Dorfe nicht noch durch Bevorzugung der einen Partei vermehren mochte, eine Resolution des Inhalts:

„weilen bereits andere Collekten versprochen, müßten sie noch warten."

Jetzt hätten die Lutheraner ohne Zweifel reichliche Vergeltung im Necken und Spotten geübt, denn die Schadenfreude war bei ihrer Manchem groß, und er konnte kaum den Sonntag erwarten, wo man bei Moog sich treffen würde: aber das kam glücklicher Weise anders. Der alte Speh auf reformirter, Johannes Seemann auf lutherischer Seite sprachen den Versammelten tüchtig in's Gewissen. Letzterer namentlich sagte, es hätte schon so kommen müssen, daß beide Parteien von der Regierung abgewiesen worden, denn wo man's machte, wie sie's in letzter Zeit gemacht, da wäre kein Segen, und wenn's ferner also fortginge, so würde Pfalzdorf niemals eine Kirche bekommen, sondern Gottes Gnade würde von ihnen weichen, und sein Zorn sie treffen. Die Meisten fühlten, daß Seemann Recht hätte, und die es nicht fühlten, die wagten sich doch nicht recht hervor. Genug, es ward nicht mehr genergelt.

Aber beseitigt war die Wurzel des Uebels hiermit noch keineswegs; der Geist der Eifersucht und Mißgunst, dem man nicht hatte entsagen mögen, versteckte sich blos hinter geheime Operationen, welche die Parteien jetzt wider einander begannen, und es gesellte sich da unvermerkt sogar die Lüge hinzu. Solches wäre kaum möglich gewesen, wenn alle Schritte, die man fortan versuchte, öffentlich und unter allseitiger Betheiligung sämmtlicher Confessionsgenossen geschehen wären. So aber waren's

auf beiden Seiten nur etliche Parteiführer mit je einem größeren oder kleineren Anhange, welche die Sache trieben. Diese steckten sich hinter die Clevischen Prediger je ihres Bekenntnisses, und letztere, durch ihren confessionellen Eifer ein wenig verblendet, prüften nicht allemal sorgfältig genug die Angaben ihrer Gewährsmänner, sondern gründeten darauf etwas voreilig je ihre Eingaben an die Königl. Regierung.

So wies zwar eine lutherische Supplik vom 4. September (1747), um den Einwand „ihr Suchen sei zu praematur" möglichst zu entkräften, durch eine namentliche Liste 80 Seelen mit 51 Communikanten nach, fügte aber fälschlicher Weise hinzu, die Reformirten hätten auch nicht mehr, und gründete hierauf die Bitte: „pro simultaneo ein Vorschreiben nach'm Hoflager" zu erhalten, was ihnen nun auch „sobald die Sache faisable wäre" zugesagt wurde. — Als solches bekannt geworden, wies dagegen der reformirte Hofprediger Mann zu Cleve (Vater des Moylanders) in einer Eingabe vom 16. October (47) durch eine Namenliste die viel bedeutendere Seelenzahl der reformirten Pfalzdorfer nach, behauptete aber nun umgekehrt — den Angaben seiner Gewährsmänner folgend — die Lutheraner hätten blos 28 Communikanten. — Wiederum ein lutherisches Memorial berichtete zwei Monate später, daß sogar die Mehrzahl der Reformirten eine gemeinschaftliche Kirche verlangten, und nur eine kleine Partei es anders wollte; ferner daß sie, die Lutheraner, zwar noch keine Subsistenzmittel für einen anzustellenden Prediger hätten, aber die Reformirten eben so wenig.*)

*) Das von Holland aus bereits bewilligte Geld lag bis dahin allerdings noch nicht baar in Pfalzdorf oor, sondern wurde im

— Dies ward nun wieder reformirterseits mit Entrüstung als unwahr zurückgewiesen, und wenigstens die zweite Behauptung durch Namhaftmachung der Holländischen Gaben auch thatsächlich widerlegt, während man bei der ersteren Behauptung eine Widerlegung durch namentliche Abstimmung wohlweislich schuldig blieb.

Aber was war nun der Erfolg von allen diesen geheimen und theilweise unlauteren Befehdungen? Kein anderer als der von Seemann und dessen Gesinnungsgenossen vorhergesagte: Gottes Segen, welcher um jenes gläubigen und betenden Häufleins willen dem ganzen Dorfe zugedacht und gewiß war, wurde verhindert, und zwei ganze Jahre der Anstrengung verstrichen, ohne daß die Colonie dem ersehnten Ziele trotz aller eigenwilligen Sorgen und Mühen auch nur einen Schritt näher kam. Mußten das denn nicht auch die fleischlichen Eiferer endlich einsehen und verstehen?

Kap. 16.

Endlich haben sie's gemerkt!

Im Juni 1749 ging's einmal wieder sehr lebhaft her in der Colonie. Wiederholte Berathungen fanden statt, bei denen namentlich die Männer, welche erst vor zwei Jahren angekommen waren, sich zahlreich betheiligten. Aber kein Zwist herrschte mehr unter ihnen, denn

Haag vom Herrn von Motzfeld verwaltet, was möglicher Weise manche Lutheraner nicht wußten.

die Kirchenfrage ruhte schon länger. Ein gemeinsames Interesse war zu vertheidigen, es galt einen Angriff abzuwehren, der sie alle mit einander an dem für den Bauer und vollends für den Pfälzer empfindlichsten Punkte bedrohte — an ihrem Geldbeutel.

Der Gocher Magistrat, dem es allerdings kaum zu verargen war, wenn er für die jetzige Colonie nicht mehr dieselbe hülfbereite Theilnahme hegte, als für die ersten Emigranten, hatte sich durch die schon oben (Kap. 12) erwähnte Verfügung der Königl. Regierung vom 18. August 1747 in seinem guten Rechte nicht irre machen lassen. Nicht der Regierung, sondern der Stadt Goch gehörte die Heide; im Jahre 1458 hatte sie ihr der Herzog Arnold von Geldern zum Eigenthum geschenkt. Keine Regierung oder Kammer hatte daher das Recht, wider den Willen des Magistrates die Heide zu verschenken oder Jemandem in Erbpacht zu geben. Und doch war jenen 43 Familien im Jahre 1747 ohne Mitwirkung des Magistrates, und unter Bedingungen, in welche dieser niemals willigen konnte, ein großer Theil der Heide zugewiesen worden. Der Magistrat hatte daher trotz Kammer und Regierung auf seinem Rechte bestanden, den Colonisten andere Bedingungen in den Erbpachtsvertrag gesetzt, und ihnen jetzt außerdem eine nicht unbedeutende Rechnung für Vermessungskosten gemacht (2½ Thlr. pro Morgen). Das war, wie gesagt, ein empfindlicher Schlag und beunruhigte die davon Betroffenen um so mehr, je zweifelhafter es ihnen auf die Dauer ward, ob die Königl. Regierung zu Cleve die Colonisten wirklich hiergegen würde schützen können. Zwar guten Willen hierzu hatte sie den wiederholt Bit-

tenden genugsam gezeigt: aber, wie nun, wenn der Magistrat unbeirrt sein Recht festhielt und die Sache zum Prozesse kam? Zum Prozesse? — schon vor dem bloßen Worte graute den armen Colonisten. Was war zu thun? um diese Frage drehten sich jetzt die Gespräche der Männer, so oft sie bei Moog sich trafen.

Da meinten gelegentlich zwei von ihnen, der Philipp Hans und Adam Hoch, warum gehen wir denn nicht vor die rechte Schmiede? wenn wir's doch selbst dem Könige sagen thäten, der uns durch seinen Residenten zu Frankfurt anno 47 unsere Patente hat ausstellen lassen, so wollten wir doch mal sehen, ob der Magistrat noch zu muckſen wagte, wenn der große König gesagt: die Leute haben Recht, und Recht muß Recht bleiben! — Das dünkte den Versammelten fast wie eine Erleuchtung von oben, und als nun gar die beiden Genannten sich freiwillig erboten, im nächsten Winter selber nach Berlin zu gehen, und dem Könige ihre Noth zu klagen, da war großer Jubel; man wußte, daß man nun gewinnen müßte, und war wieder guter Dinge.

Die größte Einmüthigkeit herrschte jetzt im Dorfe. Deß freute man sich zwar allgemein, aber den ernster Gesinnten war es doch schmerzlich, daß nur ein irdisches Interesse die Einigkeit hatte herstellen können, während vorher, wo sich's um Erlangung weit höherer Güter gehandelt, der Zwist nicht zu bannen gewesen war. Hätte man damals auch so gemeinsam handeln wollen, man wäre jetzt wohl schon weiter mit der Kirchengründung. „Aber sollte nicht vielleicht jetzt der günstige Zeitpunkt sein, die schier aufgegebene Sache auf's neue in Angriff zu nehmen?" So fragte Mancher den Anderen erst

heimlich, und als er Zustimmung fand, ward er zuversichtlicher und fragte noch Mehrere, und allmälig ward's förmlich verabredet zwischen einer größeren Anzahl Reformirter und Lutherischer, am nächsten Sonntag wollten sie die Sache öffentlich zur Sprache bringen.

Und also geschah es. Sie schlugen den versammelten Männern vor, man möchte doch einstweilen die confessionelle Frage völlig aus dem Spiele lassen, und ganz Pfalzdorf sollte jetzt einmüthig und ohne Nennung einer Confession um eine Landescollekte und um Baumaterialien für Kirche und Schule bei der Regierung einkommen; man könnte hinterher ja noch immer theilen. Die das beantragten, hatten dabei allerdings auf die eben jetzt im Dorfe herrschende versöhnliche Stimmung gerechnet, waren aber doch auf Widerspruch gefaßt und gerüstet. Aber siehe, was vermag nicht ein klein wenig irdische Noth und Bedrängniß! Die ärgsten Schreier von ehedem schwiegen diesmal still; kein Mensch widersprach, und freudig einigte man sich zu dem gemeinsamen Gesuche. Und es war, als hätte der liebe Gott selber ihnen recht vernehmlich zurufen wollen: „So ist's brav, Ihr Leute, fahret also fort, dann will ich's Euch gelingen lassen!“ Denn diese gemeinsame Eingabe, welche die Ueberschrift trug, „Die Pfalzdorffer auf der Gocherheyde bitten Allerunterthänigst um eine Collekte und Beysteuer zur Erbauung einer Kirche, Prediger- und Schulhauses“ — ging den 17. Juni 1749 ab, und schon am 24. desselben Monats erfolgte die Resolution der Königl. Regierung: „Supplicantes müssen diesertwegen immediate bei Hofe sich melden“.

Mit diesem Immediatgesuche nach Berlin ward natürlicher Weise nicht gezögert, und o Freude! binnen kurzer Zeit kam die ministerielle Erlaubniß, „die Pfalzdörfer auf der Gocherheyde dürften für eine neu zu „erbauende Kirche nebst eigenem Prediger und Schulbe„dienten alle christlichen Glaubensgenossen im In- und „Auslande um Liebesgaben ansprechen".

Mit wirklicher Abhaltung dieser Collekte sollte, sobald die nöthigste Arbeit auf dem Lande vorüber wäre, begonnen werden; der Schullehrer Conrad, dem man gern diese Ehre gönnte, sollte in Begleitung des Friedrich Conrad, welcher nebst dem alten Speh seine Befähigung hierzu noch eben vorher auf der reformirten Synode zu Arnheim glücklich bewährt hatte, den Anfang zunächst in der Rhein-Provinz machen. Ein Vorschreiben des damaligen Präses der Clevischen Prov.-Synode (vom 23. September 1749), welches sie zu ihrer Legitimation mitnahmen, wandte sich „an alle und jede „Christgläubige Gemeinden und deren Glieder", und bat um „Liebesgaben vor eine Colonie Emigranten aus „der Pfalz, welche sich auf der Gocher Heyde zwischen „Cleve und Goch niedergelassen und bereits zu 300 „Personen angewachsen". Die confessionelle Bezeichnung war also geflissentlich vermieden.

Konnte aber die Einsammlung in der Rhein-Provinz zweien Reformirten anvertraut werden, so war's nicht unbillig, daß nach anderer Seite und in mehr lutherische Gegend zwei Lutheraner gingen. Philipp Hans und Adam Hoch mußten ja ohnehin nach Berlin; welch' schöne Gelegenheit war dies, zu gleicher Zeit für die Collekte thätig zu sein. Zwar der Weg war

weit; wollten sie denselben als Collektanten machen, so forderte dies voraussichtlich sehr lange Zeit, aber der lange Winter stand ja bevor, und beiden Männern kam's nicht darauf an, im Nothfall auch noch länger unterwegs zu sein. Das war edel und aufopfernd.

Aber wie? sollten dieselben auch wohl eine geheime Nebenabsicht haben? Viele Monate lang von Hause bleiben und die so dringenden eigenen Geschäfte liegen lassen wollen, um für das Dorf als Collektanten durch die Welt zu ziehen – nein, dahinter mußte noch etwas stecken! Blos so für's allgemeine Beste wäre doch dies Opfer zu groß; aber welchen Zweck konnten sie damit verbinden wollen? Diese Frage ging Manchem im Kopfe herum, und je länger er grübelte, je argwöhnischer ward er; denn dem Bauer und zumeist wieder dem Pfälzer fällt es schwer, an ein durchaus uneigennütziges Opfer zu glauben; hat gewiß manche bittere Erfahrung hinter sich, die ihn mißtrauisch gemacht hat. Endlich glaubte es Einer entdeckt zu haben: die frühere Bemerkung der Lutheraner, sie wollten mal sehen, wer bei dem Könige am ersten gewinnen würde, fiel ihm plötzlich ein; der Philipp und der Adam waren ja beide lutherisch, hatten beide sich freiwillig zu Deputirten nach Berlin erboten, und in Berlin, wie Seemann einmal dem Conrad vorgehalten, war ja beinah alles lutherisch; sollten die Lutheraner am Ende....? Ja wahrhaftig! das mußte es sein, was jene Zwei scheinbar so großmüthig machte! Aber da wollen wir auf unserer Huth sein; 's war doch eigentlich dumm, meinten die, denen der scharfsinnige Grübler seine Entdeckung mittheilte, daß wir auch gerade zwei Lutheraner nach

Berlin gehen lassen, doch was jetzt machen? Zurücknehmen können wir's nicht gut mehr, dann gibts gleich wieder böses Blut im Dorfe. Aber gut, daß wir's noch in Zeiten gemerkt haben, können uns nun wenigstens vorsehen, müssen's schwarz auf weiß von ihnen haben, daß sie nur für's ganze Dorf sammeln wollen.

Und wirklich geschah es also. In einem Memorial vom 9. October (1749) mußten die Lutheraner noch ausdrücklich „declariren, die Collektengelder nicht für „sich allein, sondern nur ihren Antheil daran haben zu „wollen". Ja zum Ueberflusse ward ihnen solches auch noch in ihr Collektenbuch geschrieben. Den reformirten Collektanten, die freilich auch nicht zum Könige, sondern nur durch die Rhein-Provinz gingen, hatte man solches Mißtrauen nicht bewiesen: ob das die Lutheraner nicht gekränkt, ob's nicht gar die zwei Deputirten erst auf arge Gedanken gebracht haben mag, auf Gedanken der Rache zugleich, wie sie der Mißtrauischen nun gerade spotten, und den so vorsichtig abgewehrten Streich ihnen wirklich spielen könnten?

Kap. 17.

Eine fatale Ueberraschung.

Das Frühjahr 1750 war gekommen. Die zwei Rheinischen Collektanten waren längst heimgekehrt; was sie mitgebracht, war nicht allzuviel gewesen, denn sie hatten's vorerst nur hier und da in einer Stadt versucht. Aber es war doch ein Anfang. Man versprach sich desto mehr von den beiden Andern. Die waren nun

schon Monate lang fort, und hatten gar nichts von sich hören lassen. Bereits ging der April zu Ende, jetzt mußten sie doch endlich kommen. Wie viel werden sie wohl mitbringen? ob's wohl hinreichen wird, den Kirchbau gleich zu beginnen? Aber nein! sie kamen noch immer nicht. Schon hatte der Mai begonnen, und man hörte und sah nichts von den Berliner Deputirten. Sollten sie wohl gar auf dem weiten Wege während der kalten Winterzeit erkrankt, gestorben sein? Man ward ernstlich besorgt. Aber siehe, plötzlich erfolgte ein Lebenszeichen, und obendrein ein recht erfreuliches. Der commissarius loci Kriegsrath Gazali brachte Abschrift einer Königlichen Cabinets-Ordre d. d. Berlin d. 5. Mai 1750. Sie war an die Clevische Kammer gerichtet, und lautete:

„Von Gottes Gnaden Friedrich König in Preußen rc. rc.

„Liebe, Getreue! Ihr werdet aus abschriftlicher „Beylage mit mehreren ersehen, wie sich gewisse „Deputirte derer auf der Gocher Heyde sich etablirten „Pfältzischen Colonisten allhier unterm 28. pass. „allerunterthänigst beschweret haben, daß der Magistrat zu Goch ihnen die versprochene 10 Freyjahre „nicht völlig angedeihen lassen wolle, auch von gedachten Colonisten Anweisungs- und Ausmessungs-„Gebühren nebst diaeten gefordert werden. Wir „wollen nun darüber Euren pflichtmäßigen Bericht „und Gutachten zu Unserer weiteren allergnädigsten „Verordnung forderſamst erwarten. Sind Euch mit „Gnaden gewogen."

„Gegeben Berlin d. 5. Mai 1750."

Großer Jubel entstand über diese Cabinets-Ordre. Nicht nur daß man jetzt die Sache gegen den Gocher Magistrat zu gewinnen hoffen durfte, sondern man hatte nun auch sichere Nachrichten über die vermißten zwei Deputirten. Also erst Ende April waren diese in Berlin gewesen, so mußten sie sehr langsam gereis't sein, unterwegs wohl viel, sehr viel collektirt haben; jetzt konnten sie doch gewiß nicht mehr lange ausbleiben. Un sollte der König, welcher sie ja offenbar gnädig gehört hatte, ihnen nicht auch die erbetenen Baumaterialien und ein angemessenes Gnadengeschenk zur Collekte geschenkt haben? sollte nicht, wenn sie nun ehestens heimkehrten, sofort mit Anfahrung des Holzes und der Baumaterialien begonnen werden können, denn die Zeit war günstig, der Baut so ziemlich beendet? Man schwelgte in fröhlichsten Hoffnungen. Dem Philipp Hans und Adam Hoch müssen damals die Ohren recht geklungen haben, denn täglich nannte man die Namen der sehnlich Erwarteten, und machte viel Rühmens von ihrer Klugheit, Geschicklichkeit und Ausdauer.

Doch was war das? statt der Erwarteten kommt abermals ein Schreiben von der Clevischen Kammer: „durch Rescript aus dem Königlichen Hoflager vom 19. Mai sei ihr kund und zu wissen gethan, daß S. Majestät durch Allerhöchste Ordre vom 24. April (1750) auf das Allerunterthänigste Ansuchen der lutherischen Deputirten von Pfalzdorf denen Lutherischen die Collekte Allergnädigst zuerkannt, und befohlen habe, daß von den einkommenden Geldern eine lutherische Kirche für besagte Heyde sollte gebaut werden.“

Das war offenbarer Verrath! Die Schändlichen hatten's also doch fertig gebracht, bei dem Könige zu gewinnen? Alle Vorsicht der Reformirten war durch heimtückische List vereitelt worden? Sie, die Reformirten, waren die Betrogenen, sollten's nun ruhig mit ansehen, wie das winzige Häuflein der Lutherischen über sie triumphirte und vor ihren Augen eine Kirche baute, während sie selber leer ausgingen? „O wie konnten wir auch so dumm sein, zwei solche lutherische Luppohre und Mamelucken nach Berlin zu senden!"

In solchen und ähnlichen Ausrufen machte sich der reformirte Unwille Luft, obwohl man noch nicht einmal die Original-Ordre erhalten hatte, welche vollends die Worte enthielt, „daß die Lutherischen an 40 Familien angewachsen wären". Vergeblich war es, daß Seemann und Andere betheuerten, sie wüßten nichts von einem Verrathe, die Cabinets-Ordre müßte auf einem unseligen Mißverständnisse beruhen, das ja sicherlich bald aufgeklärt werden würde; vergeblich war es, daß selbst die Reformirten sich nicht zu denken vermochten, wie es jene Zwei nur angefangen haben könnten, trotz des ihnen mitgegebenen schriftlichen Gesuches der Gesammt-Colonie, trotz der in ihrem Collektenbuche verzeichneten Cautele ein solches Resultat herbeizuführen; man war nun einmal überzeugt und ließ sich nicht ausreden, die Cabinets-Ordre könnte nur durch Lügen und Tücken erschlichen sein, die Lutheraner wären schändliche Verräther und Betrüger. Damals entstand ein Riß zwischen den beiden Confessionen in Pfalzdorf, welcher ein ferneres gemeinsames Zusammengehn reinweg unmöglich machte, und voraussichtlich zu seiner Heilung viele, viele

Jahre bedürfen würde. Daß es bei dem lebhaften und doch hartnäckigen Pfälzer Charakter nicht sofort zu thatsächlichen Aeußerungen der Rache und des Zornes, zu gegenseitigen Beschimpfungen und Schlägereien kam, war wohl nur dem Einflusse der ersten Emigranten zu danken, die über das unselige Ereigniß tief und schmerzlich trauerten.

Aber wie hing denn nur die Sache zusammen? wird der Leser fragen, war die verhängnißvolle Cabinets-Ordre denn wirklich durch Lügen erschlichen? Lag hier wirklich ein Complot, wo nicht aller, so doch etlicher Lutheraner wider die Reformirten vor? Hatten jene wirklich die gemeinsame Noth und Verlegenheit des Dorfes in der Streitsache mit dem Gocher Magistrate nur für ihre Parteizwecke listig ausbeuten wollen? War etwa der ganze Plan einer Deputation nach Berlin von ihnen nur zur Befriedigung ihrer Schadenfreude schlau ersonnen worden? War die gütliche Vereinigung mit den Reformirten heuchlerisch nur zum Scheine geschehen, um dieselben arglos und sicher zu machen? Wir dürfen dem Leser bei Entscheidung dieser Frage für's erste ein Zeugniß des Herrn von Motzfeld nicht verschweigen, welcher darüber an die Königl. Regierung zu Cleve wörtlich also schreibt:

„Die Lutheraner, da sie keine Scheu getragen im „Königlichen Hoflager schnurstracks gegen die liebe „Wahrheit vorzugeben, daß die evangelisch lutheri„schen Pfälzer — ut sonant verba Clementissimi „rescripti de 24. April 1750 —*) an 40 Fami-

*) Zu Deutsch: „Wie es wörtlich in der Cabinets-Ordre vom 24. April 1750 lautet".

„lien angewachsen wären, haben die Allergnä=
„digst accordirte Collekte erschlichen, und den Hof,
„von welchem sonsten vor die wenigen Lutheraner
„keine Collekte gewißlich zugestanden sein würde,
„nicht wenig abusiret."

Aber hat nicht vielleicht der ehrenwerthe Herr von Motzfeld, dessen Zeugniß allerdings wegen seiner amtlichen Beziehung zur Clever Regierung schwer in's Gewicht fällt, trotz seiner Wahrheitsliebe dennoch in Folge seiner unwillkührlichen Parteinahme für die tief gekränkten Reformirten hier nur nachgesprochen, was Jene ihm berichtet hatten? hat nicht vielleicht auch er in seinem Urtheile sich jeder Kritik durch den klaren Wortlaut der Cabinets=Ordre selbst überhoben erachtet, welche ja freilich sagte, „daß denen an 40 Familien angewachsenen „Lutheranern auf der Gocher Heyde auf das allerunter= „thänigste Ansuchen ihrer Deputirten" eine Collekte rc. zuerkannt werde. Waren die Lutheraner nicht doch vielleicht an dieser Cabinets=Ordre selbst unschuldig?

Allerdings liegt auch noch ein anderes und leider sogar noch ungleich gravirenderes Zeugniß gegen die Lutheraner vor. Deren eigene Parteiführer nämlich, die lutherischen Pfarrer Sybel und Bartels, haben es keinen Hehl, in einer Eingabe an die Königl. Regierung zu Cleve sich folgendermaßen auszusprechen:

„Ihro Königl. Majestät haben, nachdem Reformirte
„um eine Collekte für sich vergeblich angehalten,
„auf das allerunterthänigste Ansuchen der Depu=
„tirten unserer Confessions=Verwandten auf
„der Heyde nicht nur sub dato Berlin den 24.
„April 1750 denen Lutherischen die Collekte aller=

„gnädigst zuerkannt, sondern auch, daß solches ge=
„schehen und von den einkommenden Geldern eine
„Lutherische Kirche auf besagter Heyde sollte ge=
„baut werden, Dero hiesigen Kriegs= und Domai=
„nen=Kammer unterm 19. Mai d. a. zu wissen
„gefüget."

Dies spricht allerdings so entschieden, wo nicht gegen die Lutherischen Pfalzdorfer überhaupt, so doch gegen die beiden Berliner Deputirten und deren etwaige Consorten zu Pfalzdorf, daß man an ihrer Schuld kaum noch zweifeln möchte. Es wird hier geradezu als Thatsache anerkannt, daß jene gewissermaßen im Gegensatze zu einer vorhergegangenen Fehlbitte der Reformirten ihr Ansuchen als Deputirte ihrer Confessionsgenossen gestellt hätten. Und doch, könnten nicht auch die beiden Pfarrer sich geirrt, vielleicht sogar halb mit Absicht geirrt haben? Ihr brennender Eifer für die Lutherische Kirche mußte sie ja treiben, den unerwartet gewonnenen Vortheil ihrer Confessionsgenossen alsbald festzuhalten, und gegen die sofort eingeleiteten stürmischen Angriffe der Reformirten hartnäckig zu vertheidigen. Sie hatten also kein Interesse und keine Verpflichtung, ein der Cabinets=Ordre etwa zu Grunde liegendes Mißverständniß (denn das falsum wegen der 40 Familien ahnten sie wohl nicht, da in der Regierungsmittheilung vom 19. Mai nichts davon stand, die Cabinets=Ordre selbst aber ihnen nicht vorlag) — erst mühsam aufzusuchen, und durch dessen endliche Aufdeckung die ihnen sehr willkommene Ordre wieder rückgängig zu machen; das durften sie den Gegnern überlassen, ihnen dagegen lag es weit näher, sich einfach an die einmal getroffene

Bestimmung Seiner Majestät zu klammern, und auf Grund der hierüber Seitens der Regierung gemachten Mittheilung (daß auf das Ansuchen der lutherischen Deputirten die Collekte denen Lutherischen zuerkannt worden) nun auch selber ungesäumt als Thatsache auszusprechen, was vielleicht nur eine voreilige Voraussetzung, jedenfalls aber eine sehr erwünschte Basis für weitere Operationen war. Wird dann aber auf Grund ihres ziemlich tendenziösen Zeugnisses ein Schuldig über das Verhalten der Berliner Deputirten ohne weiteres ausgesprochen werden dürfen?

Wenigstens eine und zwar eine sehr bedeutungsvolle Unrichtigkeit ihrer Aussage liegt schon gleich ganz offen zu Tage. Der Leser weiß ja bereits, daß keineswegs die Reformirten allein, sondern gleichzeitig und eben so oft auch die Lutherischen „um eine Collekte für sich vergeblich angehalten" hatten, mithin der eingebildete (und am meisten gravirende) Gegensatz von einer Fehlbitte der Reformirten und einem glücklicheren Gesuche der Lutheraner schon überhaupt nicht zutrifft, sondern nur als eine oratorische Figur gelten darf, die lediglich auf Rechnung der eifrigen Kämpen Bartels und Sybel zu schreiben ist. Der Leser möge sich ferner erinnern, daß wenigstens die andere Cabinets-Ordre (vom 5. Mai) über die Streitsache mit dem Gocher Magistrat den Philipp Hans und Adam Hoch „als Deputirte derer auf der Gocher Heyde sich etablirten Pfälzischen Colonisten" bezeichnete, wie denn auch wirklich das noch vorhandene Bittschreiben derselben vom 28. April 1750 von ihnen „als Deputati des im Clevischen belegenen Colonisten-Dorffs Pfaltzdorff" unterzeichnet ist.

Nun wäre es freilich trotzdem möglich, daß sie in der Collektensache, welche sie ja schon etliche Tage früher betrieben haben müssen — denn die verhängnißvolle Ordre ist schon vom 24. April — sich als Deputirte allein der Lutherischen Pfalzdorfer ausgegeben, und die weltliche Angelegenheit des Dorfes absichtlich und mit schlauer Berechnung bis dahin ausgesetzt hätten, wo ihnen der Erfolg ihres confessionellen Gesuches durch Königliche Ordre gesichert war. So wenigstens behaupteten damals die Reformirten. Glücklicher Weise aber liegt zur Widerlegung dieses Verdachtes noch die Bittschrift der Deputirten vor, welche sie in der Collektensache bei Hofe persönlich präsentirt haben. Auch diese ist unterzeichnet: „Ew. Königl. Majestät allerunterthä„nigst treu gehorsamste Unterthanen und Deputirte des „Dorffs Pfaltzdorff“ Adam Hoch und Philipp Hans. Schon die auswendige Aufschrift enthält folgende Inhaltsangabe: „Ew. Königl. Majestät bitten die „armen Pfältzischen Emigranten und Colonisten im Hert„zogthum Cleve des neu angebauten Dorffs an einem „wüsten Ort, Pfaltzdorff genannt, Allergnädigst zu ge„ruhen, wegen einer neu zu erbauenden Kirche nebst „eigenem Prediger und Schulbedienten, da unter hoher „approbation ihnen eine Collekte zu sammeln gnädig „permittiret ist, von Dero Allerhöchstem Throne auch „etwas in Allerhöchsten Gnaden reichen zu lassen“. Ganz dem entsprechend erwähnt auch das Gesuch selbst der Confession mit keinem Worte, nimmt dagegen ausdrücklich Bezug auf „beigehendes Collektenbuch, welches klar „und deutlich zeiget, was schon Einige nach Stand und „Würden Uns aus Liebe zufließen lassen“. Und in

eben diesem Buche stand ja voran die Cautele der Reformirten.

Von einem in voraus berechneten Betruge kann also kaum die Rede sein. Dagegen könnten freilich die Deputirten den Umstand, daß ihr schriftliches (von Pfalzdorf mitgenommenes) Gesuch die Confession völlig verschwieg, listiger Weise, wenn die Cautele im Collektenbuch vielleicht unbeachtet blieb, dazu benutzt haben, hernach mündlich diese Lücke als eine rein zufällige auszugeben, und dem Hofe vorzulügen, die Colonie bestände aus etwa 40 lutherischen Familien, und etlichen nicht in Betracht kommenden Reformirten. So wenigstens scheint Herr von Motzfeld sich die eben so unerwartete als unbegreifliche Cabinets-Ordre erklärt zu haben, und mit ihm der ganze reformirte Theil von Pfalzdorf. Möge jedoch der Leser, ehe er sein Urtheil spricht, auch noch die Angeklagten selber hören. Der Thatbestand, wie ihn nach ihrer Heimkehr die beiden Deputirten darstellten, war folgender:

Am 24. April hatten sie, nachdem sie vorher schon das Pfalzdorfer Bittschreiben nebst ihrem Collektenbuche bei Hofe abgegeben hatten, eine Audienz bei der Königin, um aus den Händen „unserer allerliebreichsten und barm„hertzigsten Landesmutter bei diesen Umbständen in aller „tiefster Demuth" eine Gabe in Empfang zu nehmen. Ihre Majestät hatte sich huldvoll noch der früheren Audienz vom Jahre 1743 erinnert, in welcher durch den Mund des Adam Becker und Michael Grossart der Angstruf der verzweifelnden Emigranten bis zum Throne gedrungen war. Mit theilnehmendem Interesse fragte die Königin jetzt die gegenwärtigen Depu-

tirten, wie es ihnen und ihren Genossen seit jener Zeit ergangen wäre. Da erzählten nun die Beiden, daß sie damals noch nicht mit auf der Heide gewesen, sondern nebst etwa 40 Familien erst im Jahre 1747 dorthin gekommen wären, daß die Colonie seit dieser ihrer bedeutenden Vergrößerung den Namen Pfalzdorf trüge, und täglich mehr anwüchse, so daß sie jetzt daran gehen müßten eine eigene Kirche zu bauen, und zu eben diesem Zwecke, weil Pfalzdorf noch gar zu arm wäre, unter hoher approbation ihnen eine Collekte zu sammeln gnädig permittiret wäre. Mit reicher Gabe hierauf die Deputirten beschenkend und mit der huldreichen Aufforderung sie entlassend, „so die Collekte nicht zulänglich wäre, möchten sie nur weiter berichten", fragte die Königin ganz beiläufig noch im letzten Augenblicke, sie wären ja doch wohl alle beide lutherisch, was die Deputirten um so unbefangener bejahten, als sie Ihre Majestät durch das mit dem Collektenbuche vorher schon eingereichte Memorial vom 29. October 49 über die confessionellen Verhältnisse Pfalzdorfs und über die Bestimmung der Collekte hinlänglich unterrichtet glaubten.

Dies war der thatsächliche Hergang. Die hiernach höchst überraschend erfolgte Cabinets-Ordre, von welcher die Deputirten vor ihrer Heimkehr keine Ahnung gehabt zu haben behaupteten, wußten sie sich nicht anders zu erklären, als daß Ihre Majestät das Memorial vom 29. October gar nicht gelesen, aus der Antwort aber, sie Beide wären lutherisch, so wie aus der Bestimmung der Collekte für „eine neu zu erbauende Kirche nebst eigenem Prediger und Schulbedienten" den Schluß gezogen haben müßte, ganz Pfalzdorf wäre lutherisch.

Da aber Ihre Majestät eine so warme Theilnahme für die Pfälzer bewiesen hätte, und wahrscheinlich blos Allerhöchst ihrer Fürsprache die gewiß nur in huldreichster Absicht erlassene Cabinets-Ordre zu danken wäre, so hätte die Auffassung Ihrer Majestät auch in die Königl. Ordre selbst übergehen können, und die Erwähnung von etwa 40 lutherischen Familien würde dann vielleicht nur auf einer im Gedächtnisse Ihrer Majestät stattgehabten Verwechslung mit den im Jahre 1747 eingewanderten etwa 40 Familien beruhen; einem liebreichen und barmherzigen Frauenherzen, welches mehr auf Hülfe als an Zahlen denke, könnte so etwas ja leicht passiren. Sie, die Deputirten, wüßten wenigstens die Sache sich nicht anders zu erklären, und es wäre doch ganz ungereimt, ihnen die Cabinets-Ordre in die Schuhe zu schieben, da sie ja gar nicht erst um eine Collekte hätten bitten können, sondern „unter hoher approbation eine Collekte zu sammeln ihnen schon gnädig permittiret" gewesen, und sie nur in der Absicht bei Hofe hätten erscheinen können, um — wie ihre Bittschrift auch gesagt hätte — „Ihre Majestät anzuflehen zu diesem gottwohlgefäl„ligen Wesen eine Allerhöchste Gnade auf Dero aller„getreuste arme Unterthanen von Dero Allerhöchstem „Throne zuzuwerfen".

Der Leser möge jetzt selber entscheiden, ob diese Vertheidigung den leider unzweideutigen Wortlaut einerseits der fraglichen Cabinets-Ordre, andererseits der angeführten Zeugnisse des Geheimrathes von Motzfeld und der lutherischen Pfarrer von Cleve hinreichend zu entkräften vermöge, oder ob die Deputirten Philipp Hans und Adam Hoch, sei es für ihre Person allein,

sei es im Complotte mit anderen lutherischen Pfalzdorfern schuldig seien, durch Lüge und Täuschung — vielleicht wohl gar aus Rache wegen des ihnen vor ihrer Abreise bewiesenen Mißtrauens, so wie des früheren Hohnes der Reformirten über die Berliner Reise — die den Lutheranern durch Cabinets-Ordre vom 24. April 1750 Allergnädigst zuerkannte Collekte erschlichen zu haben. Spricht er sie schuldig, so thut er, was damals alle Reformirten zu Pfalzdorf thaten. Auch ihnen genügte die von den Deputirten bei ihrer baldigen Heimkehr gegebene Erklärung keineswegs; gerade daß dieselbe gegen jeden Einwand gerüstet war, und alles so hübsch zurechtzulegen wußte, vermehrte das Mißtrauen gegen dieselbe; man nannte sie eine höchst schlau erfundene lutherische Dichtung zur Beschönigung des Verrathes. Sogar Herr von Motzfeld blieb bei der Behauptung: die Lutheraner haben multiplicando numerum sowohl hier als bey Hofe gewaltig angestoßen!" desgleichen: „die evangelisch Lutherischen zu Pfaltzdorff haben die collecte zum nachtheil der Reformirten sub et obreptidie erschlichen, und folglich müßten die einkommenden Gelder von rechts wegen denen Reformirten zustehen!"

Die Lutheraner, indem sie alle diese Vorwürfe über sich ergehen ließen, setzten nur die Hoffnung dagegen, daß wohl noch die Zeit kommen würde, wo Gott ihre Unschuld an den Tag brächte. Das dünkte den Reformirten wiederum eine wohlfeile aber heuchlerische Redensart. Unter solchen Umständen schwand der Friede immer mehr aus dem Dorfe; die Spannung steigerte sich dergestalt, daß nicht lange nachher eine Scene möglich ward, welche als ein öffentliches Aergerniß leicht

die Theilnahme auch der wärmsten Freunde und Gönner hätte ersticken können. Doch Gottes Gnade ließ um seiner Auserwählten willen nicht ab von der Colonie, sondern machte, daß alle Dinge, auch die herben Erfahrungen eigener Sündhaftigkeit ihr zum Besten dienen mußten.

Kap. 18.

Eine Niederländische Synode in Aufregung.

Im Juli 1750 tagte zu Arnheim die Hochwürdige reformirte Synode der Niederländischen Provinz Geldern. Sie hatte, wie alle Niederländische Synoden damals, den frommen Brauch, eine ihrer Sitzungen lediglich den Nothständen reformirter Glaubensgenossen zu widmen. Es ward dann, nachdem die eingegangenen, meist von irgend einem Synodalen befürworteten Unterstützungsgesuche einer reiflichen Prüfung unterworfen, und die mündlichen Berichte persönlich erschienener Bittsteller freundlich vernommen waren, ein durch alljährliche reiche Collekten gebildeter Fonds für nothleidende reformirte Gemeinden unter die der Hülfe Werthesten vertheilt. Da nun die bittenden Gemeinden in der Regel durch anwesende Deputirte vertreten waren, welche auf alle an sie gerichteten Fragen näheren Bescheid gaben, die speciellen Rathschläge der Synode empfingen, und ihrer Fürbitte für die bedrängten Glaubensgenossen beiwohnten, so schlang sich hierdurch zwischen den Gebern und den Empfängern ein segensreiches Band brüderlicher

Liebe und Gemeinschaft. Daß aber die Niederländische Großmuth sich keineswegs auf Niederländische Gemeinden beschränkte, sondern vielfach über die Grenze des eigenen Landes hinausging, das hat gar reichlich die reformirte Kirche am Nieder-Rhein erfahren dürfen, in welcher nicht wenige Gemeinden vorzugsweise durch die werkthätige Liebe der Holländer gegründet oder erhalten worden sind. Nur eine einzige Schranke gab es für diese Liebe: es war die der Confession. Wer die confessionelle Spannung zwischen Reformirten und Lutheranern kennt, welche ganz im Geiste des vorigen Jahrhunderts lag, den wird das nicht befremden. Auf der diesmaligen Geldernschen Synode sollte aber auch diese bis dahin geheiligte Schranke von der christlichen Liebe und Barmherzigkeit einmal kühn durchbrochen werden.

Es schlug 10 Uhr, da traten vier Männer in den Sitzungssaal, deren Schüchternheit eben so sehr als ihr Anzug sie sofort als fremde Landleute verrieth. Den dreieckigen Hut, welcher dem Dreimaster der holländischen Prediger sehr ähnlich sah, ehrerbietig in der Hand haltend, blieben sie still und verlegen an der Thüre stehen. Aber sogleich erhob sich ein Mitglied der Synode und ging ihnen wohlwollend entgegen. Es war dies der Domine Johannes Ernestus Junzius von Zütphen, ein Mann von freundlichem und gewinnendem Wesen, den schüchternen Fremdlingen offenbar schon persönlich bekannt. Wer sie ansah, wie sie alle Vier zugleich ihm so treuherzig die Hand entgegenstreckten, als er in ihrer Deutschen Muttersprache sie willkommen hieß, der dachte gleich, das müßten Pfälzer sein; denn das war ganz dieselbe treuherzige Weise des Handgebens, durch welche

schon im Jahre vorher die Pfalzdorfer Deputirten Friedrich Conrad und Jacob Speh einen so gemüthlichen Eindruck gemacht hatten. Aber warum waren denn diesmal jene Vier ganz wider die sonstige Art der Pfälzer so ängstlich und beinah täppisch verlegen, daß sie auch nach der freundlichen Bewillkommung durch Domine Junzius sich kaum einen Schritt von der Thüre fort getrauten, und sich so dicht an einander drängten, als suchte einer bei dem andern Halt und Schutz? Vermuthlich wohl nur deshalb, weil sie sich bewußt waren, hier vor einer reformirten Synode zu stehen, und doch selber Lutheraner waren. Als Bittsteller für eine lutherische und noch obendrein ausländische Gemeinde vor eine Versammlung eifriger reformirter Prediger hinzutreten, war für Männer, die noch in jüngster Zeit von ihren eigenen reformirten Landsleuten gar manches bittere und gehässige Wort hatten hören müssen, keine Kleinigkeit; es dünkte sie eine schwierigere und peinlichere Aufgabe, als ihre „allerliebreichste und barmhertzigste Landesmutter um eine Allerhöchste Gnade anzuflehen". Sie würden auch keinenfalls aus eigenem Antriebe gekommen sein, zumal ihnen nicht unbekannt war, daß der Unterstützungsfonds der Synode ja nur für reformirte Gemeinden bestimmt war. Aber man hatte sie ausdrücklich nach Arnheim bestellt. Domine Junzius war kurz vorher mit ihnen zusammengetroffen, als sie dem Beispiele der Reformirten folgend in Holland auch einmal ihr Glück versucht hatten, und es war ihm gegangen, wie so vielen Anderen, sein Herz war mächtig gerührt worden von dem gottesfürchtigen Wesen dieser Männer und von ihrem inbrünstigen Verlangen nach der Predigt des

Evangelii. Er hatte nicht gezweifelt, daß auch die Synode durch die Bitte dieser lutherischen Brüder den Bittruf Christi hindurchhören würde, und hatte mit dieser Versicherung den schüchternen Männern, welchen vor einer reformirten Synode doch ein wenig bange war, Muth gemacht, seiner dringlichen Einladung Folge zu leisten.

So standen sie denn nun jetzt in dem Sitzungssaale in banger Erwartung des Augenblicks, wo an sie die Reihe kommen würde, ihr Gesuch vorzutragen. Johannes Krafft und Gerhard Ostermann, offenbar an Jahren bei weitem die Aelteren, drängten sich fast ängstlich hinter die beiden Anderen zurück; denn diese waren weit Gereis'te, waren sogar bis Berlin gewesen, hatten vor dem Könige, vor der Königin und vielen großen Herren geredet, und sollten drum auch hier das Wort führen. Es waren, wie der Leser schon vermuthet, die beiden Berliner Deputirten Philipp Hans und Adam Hoch. Daß sie kaum nach Hause zurückgekehrt schon wieder auf Reisen waren, darf nicht wundern, denn bei der gereizten Stimmung, welche in Pfalzdorf einstweilen gegen sie herrschte, war ihnen dort doch etwas unheimlich. Nachdem ihr Gönner, der Domine von Zütphen, ihre Legitimation nebst dem Erlaubnißscheine der Preußischen Regierung, „daß sie alle christlichen Glaubensgenossen im In- und Auslande um Liebesgaben für eine neu zu erbauende Kirche nebst eigenem Prediger und Schulbedienten ansprechen dürften" in Empfang genommen, und dem Moderamen der Synode eingereicht hatte, dauerte es nicht lange, so rief auch schon der Präses ihre Namen auf, und stellte die vier Männer

vor als eine Deputation der lutherischen Gemeinde zu Pfalzdorf. Wie da aber viele der „WelEerwaarde Zeer Geleerde Heeren" die Ohren spitzten, und merkwürdig verwunderte Gesichter machten! Hatten sie denn recht gehört, das wären Lutheraner, die aus dem Synodalfonds für nothleidende reformirte Gemeinden eine Gabe erbäten?

Eben hatte Philipp Hans einen Ansatz zur Rede genommen; „Wir sind evangelisch lutherische Christen, die — — —" aber er kam nicht über diese fast stotternd gesprochenen Anfangsworte hinaus. Er hatte in das lange, verwunderte Gesicht eines ihm gerade gegenüber sitzenden Domine's geschaut, welcher ihn scharf fixirend höchst bedenklich eine Prise nahm, und er war darüber dermaßen erschrocken, daß er ohne weiteres stecken blieb, und eine unheimliche Pause entstand. Verlegen stieß er seinen Nachbarn, den sonst so beherzten Adam Hoch an, aber der that, als merkte er nichts, und hütete sich wohl ein Wort zu sagen. Da nahm glücklicher Weise Domine Junzius sich seiner Schützlinge an und bat um das Wort. Er setzte der Synode auseinander, daß er vorzüglich es gewesen, der diese Männer hieher geladen, und trug nun ihre Sache und die besonderen Gründe vor, warum ihnen zu Liebe wohl einmal eine Ausnahme von der sonst herrschenden Regel gemacht werden dürfte; schon hätten mehrere reformirte Gemeinden Hollands in dem Bittrufe jener Deutschen Männer, ob dieselben gleich Lutheraner wären, das Anklopfen des Herrn verstanden und willig ihre Gaben gegeben, so ziemte es sich wohl, daß auch die Synode nicht zurückbliebe hinter dem Beispiele der Gemeinden.

Es entstand nunmehr eine längere Debatte, da doch mancher Domine es höchst bedenklich fand, den Lutheranern zu geben, was für Reformirte gesammelt wäre, ja ein junger heißblütiger Zelot konnte sogar nicht umhin, warnend an das Wort des Herrn zu erinnern: „es ziemt sich nicht, daß man den Kindern das Brodt nehme und werfe es vor die Hunde!" Das war denn aber doch Manchem zu arg. Ein Ouderling aus Arnheim — der die Pfalzdorfer schon von früher kannte, und ihr Erscheinen vor der Synode mit veranlaßt hatte — rief fast entrüstet: „Was? man wagt es auf Männer, die als Märtyrer des Evangelii das Maalzeichen Christi an der Stirn tragen, solch' ein Wort anzuwenden? Wollen wir durch unseren sonst löblichen confessionellen Eifer uns also den Blick trüben lassen, daß wir in solchen bewährten Glaubenshelden das Bild unseres hochgelobten Herrn und Heilands nicht mehr zu erkennen vermöchten?" —

Dies gab den Anlaß, daß jetzt specielle Fragen an die Vier gerichtet wurden, und zwar in Deutscher Sprache, welche viele Glieder dieser Grenz-Synode geläufig sprachen, während die übrigen sie wenigstens verstanden. Da machte es sich nun ganz von selbst, daß Johannes Krafft, dem jetzt der Muth völlig wiedergekehrt war, als der Aelteste der Vier das Antworten übernahm, und daß er, einmal am Reden, allmälig anfing zu erzählen von ihren Leiden und Verfolgungen, die sie weiland in der fernen Pfalz getragen hätten, und wie es gekommen, daß sie endlich im Jahre 1741 ausgewandert, und weil Holland sie nicht hätte durchlassen wollen, im Clever Lande geblieben wären, und was sie dort alles durchge-

macht hätten in den ersten Jahren, wie aber in allen Trübsalen doch der Herr mit ihnen gewesen und ihnen eine Stätte bereitet hätte, und wie sehnlich jetzt ihr Verlangen wäre, in dieser neuen Heimath doch endlich das zu erlangen, dessen Entziehung sie einst aus ihrer viel schöneren oberländischen Heimath fortgetrieben hätte. Die schlichte Rede des alten, ehrwürdigen Mannes machte einen tieferen Eindruck, als alle kunstgerechten Reden der hochgelehrten Herren vor ihm! es wehte daraus etwas wie ein warmer Hauch des Geistes Christi, und unter diesem Hauche schmolz unvermerkt die Eisrinde, welche der confessionelle Hader um manches sonst christliche Herz gelegt hatte. Ja auch die Herzen der früheren Opponenten wurden allgemach warm und weich bei dem, was jener einfache, alte Bauersmann erzählte und durch den Eindruck seiner ganzen Erscheinung bekräftigte. Die Macht der sich regenden Liebe und Barmherzigkeit durchbrach die starre Schranke der Confession, und es geschah das bis dahin Unerhörte, daß die Geldern'sche reformirte Synode aus dem Fonds für nothleidende reformirte Gemeinden einer lutherischen Gemeinde des Auslandes einstimmig die verhältnißmäßig bedeutende Gabe von 65 fl. bewilligte.

Eben verkündete der Präses den vom tiefsten Danke erfüllten Pfälzern diesen Beschluß der Synode und händigte ihnen die Liebesgabe ein, welche er mit einem bewegten Worte brüderlichen Segenswunsches begleitete, da öffnete sich die Thür, und es traten abermals zwei Pfälzer herein. Waren die vier ersteren bei ihrem Eintritt schüchtern und verlegen an der Thüre stehen geblieben, so blieben diese zwei Letzteren (deren Namen

wir dem Leser verschweigen wollen) wie versteinert ebendaselbst stehen. Aber nicht Verlegenheit, sondern Ueberraschung und Zorn redete aus ihren Mienen. Die ganze hochwürdige Synode schien für sie nicht da zu sein, denn unverwandt stierten sie nur nach den vier Glücklichen hin, welche am Präsidialtische stehend eben ihr Geld einstrichen. Blicke des Neides ja der Wuth schossen aus ihren Augen, die wenn sie Pfeile gewesen wären, die davon Getroffenen vernichtet haben würden. Die Fäuste ballten sich, und schon zuckten die Lippen zu ungestümer, „wüschter" Rede, da fiel ihnen noch zu rechter Zeit ein, wo sie hier wären, und ingrimmig schwiegen sie still, bis an sie die Reihe käme.

Aber auch schweigend hatten sie schon hinlänglich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die Hochwürdige Synode, welche bisher den Pfälzer nur von seiner treuherzigen und gemüthlichen Seite kennen gelernt hatte, sah ihn hier einmal in seinem Haß und Zorn, gleichsam eine lebendige Illustration zu dem Spruche: „da ergrimmte Kain sehr, und seine Geberden verstellten sich." Mehr als einem der Synodalen schwebte bei diesem Anblick unwillkührlich die Frage des Herrn auf den Lippen „warum ergrimmst Du, und warum verstellen sich Deine Geberden?" Und wirklich konnte der würdige Präses nicht umhin, nachdem er die Legitimation der Beiden eingefordert, und von ihnen ein Bittgesuch der reformirten Gemeinde zu Pfalzdorf nebst etlichen Empfehlungsschreiben entgegengenommen hatte, seine Anrede an die zwei Deputirten mit eben jener Frage zu beginnen. Denn er meinte nicht anders, als daß es bloß der Neid wäre, der jene so ingrimmig machte,

darum hielt er ihnen vor, daß die Reformirten zu Pfalzdorf ja schon dreimal eine ganz gleiche Gabe von der Synode empfangen hätten, und dieselbe ungeschmälert auch wohl diesmal erhalten würden, daß es aber sehr lieblos und unchristlich sein, und sie der Synode schlecht empfehlen würde, wenn sie ihren armen lutherischen Brüdern und Genossen die einmalige Gabe mißgönnen wollten.

Da fuhr einer der Deputirten mit lauter, vor Aufregung zitternder Stimme heraus: „Herr Präsident! Jene dort sind nicht unsere Brüder und Genossen! nein es sind Diebe und Betrüger, mit denen wir nie und nimmer Gemeinschaft halten können; erst haben diese Luppende mit ihrer falschen Zunge uns Reformirte zu Pfalzdorf schändlich betrogen; dann haben die Heuchler den König frech belogen, uns seine Gunst und die ganze Landescollekte gestohlen; und jetzt sind diese verfluchten Mamelucken auch noch hieher gekommen, mit ihrer Heuchelei die Synode zu verführen! Soll einem da die Galle nicht überlaufen, daß man wüschte wird, und die luppohrigen Hunde gleich hinausschmeißen möcht', wie sie's verdienten?" — —

Wie ein Donnerschlag fielen diese mit zunehmender Heftigkeit herausgestoßenen Worte in die Versammlung hinein. Die Synode war einen Augenblick starr vor Entsetzen; ihre Würde war verletzt; ihr Sitzungssaal, sonst nur von feierlichen, mit kirchlichem Pathos gehaltenen Reden wiederhallend, hatte Schimpfreden und Flüche gehört, drohte der Schauplatz einer rohen Spectakelscene, vielleicht gar einer blutigen Schlägerei zu werden. Wie werden die so hart Beschuldigten sich verhalten? werden sie in gleichem Tone antworten? —

Sie waren alle vier bleich geworden: waren sie schuldig, und erbleichten, weil sie sich so plötzlich entlarvt sahen, — oder war es nur der Schrecken über diese unerwartete Beschimpfung, der aus ihren Mienen sprach? Noch konnte das Niemand entscheiden; aber die Ansicht der Synode war offenbar getheilt über diese Frage. Bei den Einen zwar überwog der Eindruck, welchen vorhin des alten Krafft Erzählung zurück gelassen hatte; das konnte keine Täuschung gewesen sein, ein Heuchler hätte nicht in diesem schlichten und doch so ergreifenden Tone der Wahrheit reden können; die zwei Reformirten hatten jedenfalls nur aus Neid und Haß gelogen und gelästert; man sollte sie sogleich hinausweisen und niemals wieder vorlassen, das würde das Beste sein — so dachten die Einen, und schon ehe sie zu Worte kamen, sprachen es ihre mit Entrüstung auf den Schreier gerichteten Blicke deutlich aus. Aber Andere dachten nicht also. Wie ein eiskalter Nordwind war die eben vernommene Rede über die Herzen dahingefahren, und hatte mit einem einzigen Hauche das zarte, kaum aufgekeimte Pflänzchen wahrhaftiger Toleranz schon wieder erstarrt. Was sie da eben vernommen, das konnte nicht Lüge und Erfindung sein, wie hätten's die Zwei sonst den Vieren so keck und trotzig in's Gesicht schleudern dürfen, warum waren sonst diese so plötzlich erbleicht? O es war offenbar, die Gutmüthigkeit der Synode war schändlich gemißbraucht worden! Aber warum hatte sie auch ihr Statut durchbrochen, und diese Lutheraner vorgelassen? Das war nun die Strafe solcher Schlaffheit! Doch Gott hatte es gefügt, daß der Betrug noch rechtzeitig herauskam; er hatte die Rächer geschickt, damit wenig=

stens der Frevel verhütet würde, daß heuchlerische Lutheraner das für arme reformirte Gemeinden gesammelte Geld wirklich davon trügen. Kalt und verächtlich blickten die, welche also dachten, auf die vier Lutheraner hin, und suchten wohl schon nach dem richtigen Worte, ihrer Entrüstung Luft zu machen.

Nur einer war da, der weder um die Ankläger noch um die Angeklagten sich viel zu kümmern schien, sondern aus seinen herausfordernden Blicken, die bald den Präses trafen, bald einen Synodalen zu suchen schienen, glänzte etwas wie Schadenfreude oder Triumph. Das war der junge Domine, welcher vorhin durch seine unzeitige Anspielung auf die Hunde, denen man das Brodt der Kinder nicht vorwerfen dürfte, ein Murren der Synode erregt, und eine ernste Zurechtweisung von dem Ouderling aus Arnheim hatte hinnehmen müssen. Hatten nun nicht die eigenen Landsleute jener Vier sie luppohrige Hunde geheißen? War er also nicht gewissermaßen ein Prophet gewesen, als er, wenn auch nur gleichnißweise, eben jenes Wort schon anfangs gebraucht hatte? O! hätte doch nur der Ouderling von Arnheim sich jetzt ein wenig umdrehen und ihn ansehen wollen, um aus seinen triumphirenden Blicken dies zu lesen; doch der hatte nur Augen für seine armen Schützlinge; mitleidig, aber ruhig und zuversichtlich blickte er dieselben an, als wollte er sie trösten, und sie auffordern, durch ihre Antwort die frechen Ankläger sogleich verstummen zu machen.

Allein die Vier schwiegen, und verharrten in ihrem Schweigen, auch als ihr zürnender Gegner mit seiner fürchterlichen Anklage bereits fertig war. Eine unheim=

liche, erwartungsvolle Pause entstand, ähnlich der schwülen Stille, welche dem Ausbruche eines Ungewitters vorher zu geben pflegt. Wußten jene Vier denn wirklich nichts zu erwidern? Vielleicht hätten sie allmälig gewagt, auch ohne besondere Aufforderung das Wort zu nehmen, aber der Tumult, welcher jetzt plötzlich aus der Mitte der Synode selbst hervorbrach, benahm ihnen allen Muth. Wohl ein Dutzend Synodalen erhob sich zu gleicher Zeit; Jeder wollte das Wort haben, und alle zugleich nahmen sich's, ehe der Präses entscheiden konnte, die Einen für, die Anderen wider die Angeklagten, die Einen ein rasches Ende dieses unwürdigen Intermezzos durch augenblickliche Entfernung des frechen Gesellen, die Anderen vielmehr eine weitere Untersuchung fordernd. Ein wildes Durcheinander entstand; die feierliche Ruhe und Würde, welche die Niederländischen Synoden sonst charakterisirte, schien wie durch Zauber entschwunden. Der aufgeregte Ton, den jener Pfälzer angeschlagen, schien in zwölffachem, immer stärker hinrollendem Echo aus der Synode zurück zu hallen; dazwischen dröhnte die Schelle des Präses, der anfangs schier erstarrt war, ob dieser jähen Umwandlung seiner sonst allezeit so „bedaarden" Domine's. Aber die Schelle erwies sich machtlos. Erst als der Präses seinen Dreimaster aufsetzte, und die Sitzung aufzulösen drohte, legte sich der Tumult, vielleicht auch weil der zwölfstimmige Chor jetzt mit der Hauptsache fertig war. Des Präses erstes Wort, als er sich wieder verständlich machen konnte, war eine Rüge gegen die Tumultuanten, sein zweites ein ernster Verweis gegen den Fremden, welcher durch sein unziemliches Auftreten solchen Tumult verursacht

hatte, sein drittes endlich eine Aufforderung an die Vier, sich gegen die schwere Beschuldigung, so gut sie's für den Augenblick vermöchten, zu rechtfertigen.

Ruhig und würdig erwiderte jetzt der alte Krafft, sie hätten freilich kein geistliches Vorschreiben, wie die Reformirten, mit dem sie sich als ehrliche Christenmenschen beglaubigen könnten, aber der Herr Präsident möchte doch nur einmal ihr Patent von der Hochpreislichen Regierung und von Seiner Majestät dem Könige laut vorlesen lassen, da würd's ja auch wohl drin stehen, daß sie . . . —.

„Das ist ein falsches Patent!" brüllten jetzt die zwei Reformirten einstimmig dem Alten in die Rede hinein, „durch Lügen und Betrug ist es erschlichen!"

Ein neuer Sturm drohte bei diesen Worten auszubrechen, denn wieder sprangen Redner von allen Seiten auf und begehrten alle zugleich das Wort; aber diesmal erwies sich die Präsidialschelle stark genug, die Ruhe sogleich herzustellen. Nachher könnten sie reden, jetzt hätten die Angeklagten das Wort, niemand sollte es ihnen nehmen, bevor sie fertig wären, und wenn die zwei Fremdlinge noch ein einziges Mal sich unterständen, so ungebührlich hineinzuschreien, oder auch nur ein Wort ohne Erlaubniß zu sprechen, würden sie sofort für immer hinausgewiesen werden. Das wirkte. Eine lautlose Stille gespannter Erwartung trat ein, als nun Johannes Krafft zuvörderst über das angeblich falsche Patent befragt, furchtlos und ruhig erwiderte: wenn der Herr Präsident nur das große Siegel darunter betrachten wollte, würde er sich ja überzeugen, daß dies kein falsches Papier wäre; aber so hätten's Jene auch

wohl nicht gemeint, sondern ihre Meinung sei wohl nur gewesen, die Lutheraner hätten durch Falschheit und Lüge dies Patent erlangt, und das wäre freilich eine Schmähung, die sie heute nicht zum ersten Male von ihren reformirten Genossen hören müßten, aber zu erklären, woher dies käme, wäre eine lange Geschichte, und er wüßte nicht, ob diese der Synode auch gefällig wäre. Nach einem lauten und vielstimmigen Ja auf diese Frage erzählte er nun weiter ganz einfach und kurz, was der Leser bereits weiß, wie unter den Pfälzern trotz des anfänglichen Gelübdes, alles gemeinsam halten zu wollen, was ihnen Gott bescheeren würde, vor etwa 3 Jahren durch Schuld des reformirten Schulmeisters ein Streit über die zu bauende Kirche ausgebrochen, und Gottes Segen dabei sichtlich von der Colonie gewichen wäre, bis sie im vorigen Sommer sich endlich geeinigt, und nun sehr bald die Erlaubniß zur Landescollekte erhalten hätten; wie dann aber in diesem Frühjahre, wo Philipp Hans und Adam Hoch am Königl. Hofe collectirt hätten, auf einmal ganz unerklärlicher Weise ein Königlicher Befehl gekommen wäre, daß die Collekte und die zu bauende Kirche für die Lutheraner sein sollte. Da wäre große Aufregung gegen die Lutherischen entstanden, ungehört hätte man sie als schuldig verurtheilt; hierdurch gereizt hätten nun etliche der Ihrigen aus Trotz den unerklärlich erlangten Vortheil auch wirklich festhalten wollen; aber die Mehrzahl, und namentlich die Berliner Deputirten selbst, hätten das verschmäht; noch keinen Pfennig hätten sie von der Collekte bis heute angerührt, sondern wären schon ganz zufrieden, wenn die Lutheraner ihren Antheil bekämen;

aber die Reformirten gönnten ihnen das jetzt nicht mehr, sondern hätten gleich nach Berlin geschrieben, daß die ganze Collekte und die Kirche nur für sie allein sein müßte, und da denselben hierin die ganze reformirte Clever Classe und viele einflußreiche Gönner zur Seite ständen, die Lutheraner dagegen nur den Pastor Bartels in Cleve hätten, der sich ihrer annähme, so wären sie ernstlich besorgt geworden, daß sie am Ende wirklich nichts bekämen; denn es könnte ja allerdings mit der Königl. Ordre ein Irrthum vorgegangen sein; darum hätten sie nun wenigstens, wie die Reformirten, ihr Glück auch einmal in Holland versuchen wollen; wenn sie aber vorher gesehen hätten, daß hieraus ein so betrübender Scandal entstehen würde, wären sie lieber zu Hause geblieben; denn es thäte ihnen sehr wehe, daß durch ihr Kommen die ganze Synode nun so verstört worden wäre.

Je länger der Alte sprach, desto sichtlicher wurde der günstige und versöhnliche Eindruck, den seine Erzählung machte. Als er schwieg, wünschte die Synode nur noch einige Aufklärung über die verhängnißvolle Audienz am Berliner Hofe. Die gab nun Philipp Hans selber durch eine getreue Darstellung des dem Leser bereits bekannten Herganges, und zu seinem Lobe sei es gesagt, daß er diesmal nicht stecken blieb, ja daß die Herren vor dem Scharfsinn, mit welchem er und sein College Hoch allen Einwürfen zu begegnen, und alle thätsächlich nicht aufgeklärten Schwierigkeiten durch kluge Vermuthungen zurecht zu legen wußten, allen Respect bekamen. Die Synode schien befriedigt; mehrere Stimmen äußerten sich jetzt sehr warm zu Gunsten der

beschimpften Lutheraner; für die zwei Reformirten wagte kaum noch Jemand einzutreten, denn ihre Leidenschaftlichkeit, welche zu der ruhigen und sanftmüthigen Verantwortung der Beschimpften einen widerwärtigen Contrast gebildet, hatte sie schon gerichtet. Kein Wunder daher, daß der Präses jetzt ein ernstes, strafendes Wort an sie richtete.

Aber ein Pfälzer, wenn er einmal einen Verdacht gefaßt und Wochen lang gehegt und genährt hat, läßt denselben so leicht nicht fahren, und einmal in Zorn gerathen, ist er so rasch nicht wieder besänftigt. Etwas ruhiger zwar, aber immer noch in grollendem Tone entgegneten die Gestraften, wenn der Herr Präsident dem Philipp Hans mehr glauben wolle, als dem Könige von Preußen, so möge er's thun; sie aber hielten sich an ihres Königs eigene Worte, und der schreibe in seiner Ordre ganz deutlich und bestimmt, die Lutherischen hätten durch ihre Deputirten die Collekte für eine lutherische Kirche erbeten, und hätten ihre Zahl auf 40 Familien angegeben. Das würde der König nicht haben sagen können, wenn's nicht wirklich so geschehen wäre. Dieweil er's nun aber bestimmt gesagt, stehe es ihnen auch fester, als so eine Lutherische Fabel; eine solche hätten die Lutheraner hinterher gut erzählen, denn der König höre sie ja nicht, und von den Reformirten sei keiner dabei gewesen. Aber das sei sonnenklar, entweder hätten Hans und Hoch das ihnen mitgegebene Bittschreiben des ganzen Dorfes bei Hofe gar nicht abgegeben, und statt dessen eine heimlich mitgenommene lutherische Bittschrift präsentirt, oder sie hätten wenigstens dem Könige absichtlich vorgespiegelt, die Pfalzdörfer wären größten-

theils lutherisch, und das eine sei so schlecht als das andere. Die Synode werde ja selbst noch einmal bereuen, den Lutherischen geglaubt und ihnen so viel Geld gegeben zu haben.

Es ist doch merkwürdig, was eine mit Zähigkeit festgehaltene und mit Zuversichtlichkeit vertheidigte Behauptung vermag, zumal wenn sie, wie hier, auf etwas Geschriebenes sich beruft. Die Synode, so eben noch von der Unschuld der Lutheraner überzeugt, ward doch wieder etwas schwankend. Manchem imponirte es unwillkührlich, daß jene Zwei auch durch das Gehörte, welches allen Uebrigen genügt hatte, nicht im mindesten in ihrer bisherigen Ansicht erschüttert worden waren, sondern noch eine Entgegnung hatten, wider welche sich kaum etwas antworten ließ. Andere konnten sich nicht verhehlen, daß die von den Reformirten so leidenschaftlich erhobene Beschuldigung wenigstens auf einer festen und consequenten Ueberzeugung beruhte; das machte die Leidenschaftlichkeit in etwa verzeihlich, und stimmte versöhnlich gegen die Eiferer. Sollten diese am Ende doch noch Recht haben? man kannte ja die vier Lutheraner erst von heute her, und haben denn nicht schon oftmals auch die günstigsten Eindrücke getäuscht? Schienen die Berliner Deputirten Hans und Hoch durch ihre unverkennbare Klugheit nicht wenigstens befähigt zu einer Intrigue, wie die ihnen zur Last gelegte? Konnte ihr treuherziges Wesen, durch welches sie einen so vortheilhaften Eindruck machten, nicht auch die allerraffinirteste Heuchelei sein? Genug man wußte zuletzt nicht mehr, wer wirklich Recht, wer Unrecht hätte; man fühlte, daß man hier vor einem Räthsel stände, welches erst die

Zukunft lösen könnte, und das war eben kein behagliches Gefühl, es mahnte beschämend an die menschliche Kurzsichtigkeit.

Doch dem peinlichen Schwanken der Synode machte ein letztes Wort des alten Krafft sehr bald ein Ende. „Zwar könnten sie, sagte er mit vor Schmerz zitternder Stimme, vor Gott dem Allmächtigen es beschwören, daß sie unschuldig wären, aber der Ausspruch ihres Königs zeuge allerdings wider sie. Drum müßten sie es ihren reformirten Brüdern verzeihen, wenn diese sie für Betrüger hielten, drum könnten sie aber auch die Gabe der Synode nicht behalten, sondern wollten sie zurückgeben, bis Gott der Herr den bösen Verdacht werde von ihnen genommen haben. Denn Gott werde dies gewißlich zur rechten Zeit noch thun, und bis dahin könnten sie nur sagen, wie geschrieben stände: „Du machst uns zur Schmach unseren Nachbarn, zum Spott und Hohn denen, die um uns her sind; dies alles ist über uns gekommen, und haben doch Deiner nicht vergessen, noch untreulich in Deinem Bunde gehandelt. Mache Dich auf, hilf uns und erlöse uns um Deiner Güte willen!" (Ps. 44.)" — Eine Thräne rann über die gefurchte Wange des alten Mannes, als er gen Himmel blickend und seine Hände faltend in tiefster Bewegung diese Worte sprach, und Mancher der Anwesenden ward davon bis zu Thränen gerührt. Als der Alte sodann zum Präses trat, und diesem die 65 fl. — die mit so kränkendem Wehe theuer bezahlte Gabe — dankend zurückreichte, da hielt es die Synode nicht länger stille, verschwunden waren alle Zweifel, als hätte der Herr das Flehen seines geängsteten Knechtes erhörend durch einen Sturmwind von

Oben sie plötzlich zerstreut; ein Schauer der Rührung erfaßte die ganze Synode, und wie aus einem Munde erscholl im lauten Chore der Ruf: „Nein! Nein! Nicht zurückgeben! Gott segne es Euch!" — und diesmal erklang nicht die Schelle des Präses, sondern der Sturm, der aus der Synode hervorbrach, that ihm wohl. Bewegten Herzens dem Alten und seinen drei Genossen die Hände drückend, gab er dem allgemeinen Gefühle einen beredten Ausdruck, und fügte, damit die Versöhnung völlig würde, den einstimmig auch sofort genehmigten Vorschlag hinzu, den reformirten Pfälzern die gleiche Summe zu geben. Ein Gebet für die beiden Gemeinden zu Pfalzdorf beschloß diese Scene, und mit Segenswünschen der Synode wurden sämmtliche Pfälzer entlassen.

Aber war die Versöhnung denn wirklich völlig geworden? Ach leider nein! Ein Pfälzer Herz, wo es Grund zum Hasse zu haben wähnt, alsbald wieder gründlich zu versöhnen, ist nicht ein so leichtes Ding; die Erfahrung hat das in alter und in neuer Zeit leider nur zu oft bewiesen. Draußen auf der Straße noch wurden die Vier von den Zweien verfolgt, und Lügner gescholten, und Betrüger und Diebe, die nach Holland gekommen wären, ihnen auch hier Gunst und Geld abzustehlen. Wäre bei den Vieren die Versöhnung weniger gründlich gewesen, und hätte nicht der Friede Gottes und innige Dankbarkeit ihr Herz erfüllt, es wäre jetzt zu einem Streite gekommen, schlimmer noch als vorher im Sitzungssaale, zu einem Streite, der vielleicht mit Blutvergießen geendigt hätte. Nun aber trugen Jene geduldig die Schmähung, segneten, wo ihnen geflucht ward, beteten für die irrenden und verblendeten Brüder,

von denen sie verfolgt wurden, und verließen baldigst die Stadt mit dem festen Entschlusse, um ihrer reformirten Brüder willen nicht ferner in Holland zu collektiren.*)

---

*) Damit den Erzähler nicht der Vorwurf treffe, als habe er den oben berichteten ärgerlichen Vorgang willkührlich übertrieben, möge hier ein authentischer, von den vier lutherischen Deputirten unterzeichneter Bericht folgen, welchen diese etwas später auf specielle Veranlassung der Königl. Regierung erstattet haben. Es war ihnen nämlich aufgegeben worden, über die von den Reformirten erhobenen Einwendungen gegen die Einrichtung eines Simultanei sich gutachtlich zu äußern, und schreiben sie hierüber wörtlich also:

„Da zum Dritten vorgegeben wird, so eine gemeinschaftliche Kirche müßte gemacht werden, würden die Holender nichts dazu steuern, halten wir vor eidel tand und erdachten Vorwand, denn wir können attestiren, indem wir etliche Gemeinden in Holand angesucht, als nemlich Mastrich, Hertzogenbusch, Thiel, Bummel, Sütfend, Arnheim und noch mehr, welche mit größter Freud dazu gesteuert und vermahnet, auch uns auf den synot nach Arnheim beordert haben, alda noch ein mehreres zu thun. Auf solch freundlich Einladen sind wir auch alda erschienen, auch mit aller liebe behandelt worden, bis zuletzt noch zwei Männer derer evangelisch reformirten von der Heyde sind herzugekommen mit einem Brief an einige Domini's, welche uns vor versammelten synot verleumbdet, und in Gegenwarth unserer ausgesprochen haben, unser potend währe falsch, sie wüßten von keiner Gemeinschaft, sondern sie währen vor sich allein, wir hätten dasselbe durch Lügen und Betrug von Hochpreißlicher Regierung wie auch von Sr. Majestäth dem König erhalten; wodurch der ganze synot gestöhret, theils auch sehr betrübet worden. Dennoch haben wir ein solches Uebel gedacht zu dulden und brüderlich zu vergeben, indeme sie uns noch

Kap. 19.

Die Versöhnung.

„Wie mich das freut, daß Eure Unschuld nun so klar an den Tag gekommen ist, daß auch 'n Blinder sie mit seinem Stocke fühlen muß! Aber nu gebt mir auch die Hand drauf, Vetter, daß Ihr mir nicht böse seid, und mir's nicht nachtragen wollet, daß ich so lang' an Euch gezweifelt hab." —

„Wo denkt Ihr denn hin, Vettermann, daß ich Euch böse sein sollt? Stand's denn nicht klar und deutlich auf dem fatalen Papier g'schriebb'? und war's denn ein Verbrechen, wenn Ihr wie alle Andere glaubtet, was der König ja selbst gesagt? Nein, da habt Ihr meine Hand drauf, keinen Augenblick bin ich Euch böse gewesen, und habe drum Euch gar nichts zu verzeihen, oder nachzutragen; wißt's ja selber noch von

auf freyer straße als Diebe atakiret, als ob wir ihnen das Geld suchten in Holand abzustehlen; von der Zeit wir auch nicht mehr mit dem potent ausgegangen, da wir schon genug verstehen können, daß unsere Brüder unser widerbart sein."

Zu diesem Berichte bemerken die Prediger Bartels und Sybel, daß er „von ihren Glaubensbrüdern auf der Gocher Heyde in einfältig lauterer Wahrheit schriftlich entworfen", und „daß noch weit mehrere testimonia in contrarium von Reformirten in Holland beigebracht werden könnten, die zur gemeinschaftlichen Kirche auf der Heide eine Beisteuer zu geben sich erkläret, und ja noch vor Kurtzem der tit. von Spaen und dessen Gemahlin nebst einigen holländischen reformirten Officieren über 200 Thlr. zur gemeinschaftlichen Kirche in Ringelberg gezeichnet haben."

früher her, daß wir Alle manchmal durch gute und durch böse Gerüchte haben gehen müssen, wie's gerade Gott der Herr schickte. Hab's auch diesmal nur als Gottes Schickung angesehen, und wußte wohl, Er würd's noch wieder wenden!" —

„Ja das ist's gerade, was ich nicht verwinden kann, daß ich alter Esel an so was gar nicht gedacht habe. Hätt's doch wissen können so gut wie Ihr! hab' am Ende oft genug erfahren, was im 44. Psalm geschrieben steht. Aber nun's Euch Lutherische traf, kam mir der Psalm nicht in den Sinn; drum sag' ich's jetzt auch frei heraus, Ihr seid doch frömmer als wir." —

„Nä, Vetter, sagt das nicht! Wir sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhm's, den wir an Gott haben sollten, wie geschrieben steht. Auch unsre Leut' sind bei dieser Sache arig z' Schanden geworden, und haben mit aller Gewalt behalten wollen, was doch unrecht Gut gewesen wäre." —

„Ja das hon wohl Etliche g'wollt, aber Ihr und Seemann und Andere habt's doch verhindert, und auch der Philipp und der Adam sagten ja gleich, daß Eure Leut' die Collekte nit anrühren sollten, bis d' Sach' entschieden wär; 's war doch arig von uns Reformirten, daß wir auch da noch meinen thaten, der Philipp und der Adam wären Luppende, und hätten den König belogen und uns die Collekte gestohlen, und daß noch gar die zwei Krainpelze, der P. Th. und der M. B. Euch diese Schand auf dem Synot zu Arnheim angethan haben!" —

„Na um so besser, daß es der König nun selber anders gesagt; und wißt Ihr was, Vetter, wir wollen

jetzt gleich beim Philipp und beim Adam mit angehen, daß sie gleich das Papier lesen sollen, das uns der Katzalin vorhin gegeben hat: die hon 's meischt g'litt, die müssen aach s' erscht de Fraid hon. Und dann wollen wir gleich thun, wie's uns der Katzalin geheißen: Ihr sagt's über Eure Leut' und ich sag's über unsere Leut', daß sie am Sonntag bei Moog sollen hören kommen, was der König jetzt schreibt. Dann wird's wohl wieder Friede geben!" —

„Ja, Vetter, so wollen wir's machen, und dann sollen sich am Sonntag Alle die Hand reichen und sich versöhnen; dann wird Gottes Segen wieder mit uns sein, und uns mehr noch bescheeren, als hier der König schreibt. Denn daß wir alle zusammen nur eine Kirche kriegen, glaub' ich jetzt nicht mehr. Aber Ihr sollt sehen, Vetter, Ihr kriegt eine Kirche und einen Prediger für Euch, und wir auch!" —

„Glaub's selber, Vettermann, und 's ist mir gerade so, als hätte der liebe Gott die ganze Sach' nur darum zugelassen, damit wir merken sollten, wie geschrieben steht: „da ist nicht der gerecht sei, auch nicht Einer! Aber der Herr ist Allen gütig und erbarmet sich aller seiner Werke!" —

„Gewiß, Vetter, wenn's kommen wird, wie Ihr und ich's jetzt glauben, dann werden wir alle sagen müssen: „Nicht uns, Herr, nicht uns, Deinem Namen gib Ehre um Deine Gnade und Wahrheit!" — und wie um es zu besiegeln stimmte der Andere schon gleich in diesen Spruch laut mit ein.

Zwei Greise waren es, welche an einem schönen Herbstnachmittage zu Anfang October (1750) langsam

den Weg von Cleve kommend dieses Zwiegespräch mit einander führten. Vielleicht hat der Leser sie schon von weitem erkannt, es waren der alte Speh und der alte Krafft. Alle Beide hatte der commissarius loci Kriegsräth Gazali nach Cleve beordret, hatte jedem von ihnen für seine Confessionsgenossen Abschrift einer Tags vorher angelangten Cabinets-Ordre vom 25. September eingehändigt, und über deren Inhalt und Endzweck sowohl, als über deren Veranlassung ausführlich mit ihnen geredet.

Kaum waren die beiden Alten eine Stunde wieder daheim, so ging auch schon wie ein Lauffeuer die Kunde durch's Dorf, endlich wäre die Sache mit der Collekte entschieden, eine zweite Cabinets-Ordre wäre angelangt, und nächsten Sonntag sollte sie bei Moog vorgelesen werden. Die Reformirten sowohl als die Lutherischen waren auf's höchste gespannt. Jene hofften, das Blatt werde sich nun gewendet, und der König vielmehr ihnen, den Reformirten, allein die Collekte zuerkannt haben, denn so hatten sie's schon Anfang Juni — unterstützt von dem Präses der Clevischen Classis — in einer energischen Vorstellung bei der Königl. Regierung zu Cleve beantragt. Was ihnen jetzt eine frohe Hoffnung, das war dagegen manchem Lutherischen eine bange Besorgniß. Andere Lutheraner dagegen meinten, jeder Partei werde wohl die Hälfte zuerkannt sein; ja Etliche erwarteten sogar, die Lutherischen würden alles behalten haben, denn was einmal gegeben wäre, bliebe gegeben; letzteres hatten auch die Pfarrer Bartels und Sybel wirklich beantragt.

Hätten doch die beiden guten Alten den Neugierigen, die sich jetzt mit Fragen an sie drängten, bis

Sonntag widerstanden, aber sie konnten in ihres Herzens Freude nicht umhin, dem Rathe des Commissarius zuwider schon ein Weniges in voraus zu verplaudern, nämlich daß der Philipp Hans und Adam Hoch doch unschuldig gewesen wären, und daß jetzt die Collekte zu einer gemeinschaftlichen Kirche dienen sollte. Das war nun Manchem gar nicht recht; er machte seiner Unzufriedenheit hier und da gegen einen Genossen Luft, und ehe der Sonntag kam, war schon auf beiden Seiten eine Partei Mißvergnügter, die entschlossen war, bei der jetzigen Entscheidung sich nicht zu beruhigen und am Sonntag entweder zu opponiren, oder auch gar nicht nach Moog zu kommen. Das hätten die beiden Alten vorher wissen können, wenn sie ein wenig an den natürlichen Pfälzer Charakter gedacht hätten; leider hatten sie dem in ihrer freudigen Stimmung nicht Rechnung getragen. Als sie nun aber am Sonntag einen Theil der Eingeladenen vermißten, so wußten sie sogleich den Grund, und waren nun um so ernstlicher darauf bedacht, wenigstens unter den Erschienenen Eintracht und Friede herzustellen. Sie erzählten zunächst, was ihnen der Herr Commissarius mitgetheilt, daß die Königl. Regierung weder die Anträge der Reformirten noch die der Lutherischen nach Berlin gesandt, sondern um dem Streite ein Ende zu machen, unter dem 23. Juni dem Könige dringend vorgestellt hätte, es möchte die Kollekte für eine Simultan-Kirche bestimmt werden.

Als bei den letzten Worten ein Murren entstand, sagte der alte Speh zur Beschwichtigung, es wäre hiermit ja noch nicht bestimmt, daß beide Theile zusammen blos eine Kirche erhalten sollten, sondern nur daß keiner

von der Collekte ausgeschlossen sein würde. So aber hätt's ja das ganze Dorf im vorigen Jahre erbeten, so hätten sie's den Deputirten in ihr Collektenbuch geschrieben, und wenn sie nun jetzt hinterher damit doch nicht zufrieden wären, sondern statt zu danken noch murren wollten, so wäre das gottlos, und der König würde solche Krainpeltze, denen es nie recht zu machen wäre, wieder zum Lande hinausjagen. Denn auch die Regierung zu Cleve wäre, wie der Katzalin neulich ihnen bedeutet, das Gezänke der Pfalzdorfer längst müde; sie sollten's nun wohl überlegen, so lange es noch Zeit wäre. — Dies Pflaster zog, man murrte nicht weiter, sondern erklärte sich gern zufrieden, wenn Reformirte und Lutheraner aus der Collekte Jeder eine Kirche bekommen sollten.

„Aber hat's denn so der König geschrieben?" fragte ein Reformirter. „Er hat's wohl so noch nicht geschrieben, antwortete der alte Krafft, aber er wird's schon noch erlauben, wenn Ihr Euch nur nicht mehr zanken, sondern über die Collekte hübsch vertragen werdet. Die Hauptsache ist jetzt, daß jeder Theil sein Recht haben soll!" —

„und — setzte der alte Speh hinzu — daß die Unschuld des Philipp und des Adam an den Tag gekommen ist, und keiner mehr sagen darf, sie und die Lutherischen allemal wären Luppende und Mamelucken. Wir Reformirten haben Unrecht gethan, daß wir so Arges dachten wider unsere Brüder, und haben sie um Verzeihung zu bitten — das muß der Anfang sein, wenn unser Rathen und Thaten Gott gefallen und seinen Segen haben soll!" —

„Aber wir wissen's ja noch gar nicht, daß die Deputirten unschuldig sind; schreibt das denn der König auch? Beweis't's uns doch erst, eher können wir doch nicht um Verzeihung bitten!" — rief Peter Thomas, ein Rädelsführer der Reformirten, dem Alten entgegen.

„Bist mal wieder ein ungläubiger Thomas, der alles erst sehen und mit Händen greifen muß, um zu glauben, und hast doch gerade von Allen am meisten abzubitten! So sieh' und höre denn, was der König schreibt; der Johannes hier mag's vorlesen, meine alten Augen können mit den geschriebenen Lettern nicht mehr recht fertig werden." —

Indem der alte Speh dies sagte, reichte er dem Seemann die Kabinets-Ordre, welcher sie unter allgemeiner, gespannter Aufmerksamkeit laut und deutlich also vorlas:

„Von Gottes Gnaden Friedrich König in „Preußen u. s. w.

„Unseren gnädigen Gruß zuvor. Liebe, Getreue!

„Wir haben verlesen und uns vortragen lassen, „was Ihr unterm 23. Juni letzthin wegen befürch„teter Uneinigkeit zwischen beiderseits Religions-Ver„wandten auf der Gocher Heyde bei Gelegenheit der „verstatteten Collecte zum Kirchbau allerunterthänigst „berichtet.

„Wie nun allerdings unsere höchste intention diese „ist, daß beyde Theile gleichen Theil daran haben „sollen, das Gesuch einer Collekte auch über„dem nomine (d. h. Namen's) sämmtlicher „Colonisten ohne Unterschied der Religion „geschehen, und selbst in dem Memorial vom 9.

„October vorigen Jahres die Lutherischen Confessi-
„ons-Verwandten die Collektengelder nicht für sich
„allein zu haben declariret, sondern nur gebethen
„ihren Antheil daran zu haben — — als
„declariren Wir ausdrücklich hiermit, daß die Kirche
„beyden Theilen zugehören, und das Simultaneum
„darinnen eingeführt werden soll. Wornach Ihr
„also beyde Theile bescheiden könnt. Sind Euch in
„Gnaden gewogen.

„Berlin den 25. September 1750.

„Friderich.

„An die Clevische Regierung."

„Da habt Ihr's alle nun doch wohl deutlich genug gehört, hob jetzt der alte Speh wieder an, daß der Philipp und Adam ihr Gesuch beim König Namen's aller Colonisten ohne Unterschied der Religion gestellt, und daß die Lutherischen nur gebeten haben, ihren Antheil daran zu haben. Nun hat's der König selbst geschrieben, und wer jetzt noch sagen will, sie wären Luppende, der ist ein Krainpeltz und Lotterbub, und verdient, daß ihm das Maul gestopfet werde. Darum sollen jetzt alle die Unsern aufstehen, zum Zeichen, daß sie den schwer gekränkten Brüdern eben so herzlich Abbitte thun, wie ich's jetzt thue!" — und indem er dies sagte, ergriff er Seemann's und des alten Krafft Hand, die beide ihm zunächst standen, und sprach: „Vergebt's uns Ihr und alle lutherischen Brüder so von Herzen, wie wir aufrichtig um Verzeihung bitten!" — Die ganze Versammlung ohne Unterschied der Confession erhob sich, und es erfolgte eine Scene, welche trotz des lauten und beweglichen Durcheinander's, das ein Verstehen der ein-

zelnen Stimmen fast zur Unmöglichkeit machte, wenigstens an dem allseitigen Handgeben und Handschütteln als Versöhnungsfeier zu erkennen war. Zwar von thränenfeuchter Rührung war nichts zu spüren, denn eine solche kennt die derbe, kräftige Natur der Pfälzer kaum, aber den Meisten kam's doch wohl von Herzen, und die Freude darüber, daß das Aergerniß jetzt beseitigt wäre, beseelte ihr Antlitz. Ob Allen? wer kann das entscheiden? Verdächtig schien's wenigstens, daß Etliche schon bald darauf das Getümmel benutzten, sich still davon zu schleichen.

Nach einem herzlichen Worte Seemann's zur Besiegelung der Versöhnung und zum Danke gegen den Herrn, der endlich ihre Schmach von ihnen genommen hätte, so wie nach einem donnernden Lebehoch auf S. Majestät den König, der sich den Pfalzdorfern so gnädig erwiesen, und mit beiden Confessionen es so gut meinte, kam nun noch die Frage zur Berathung, was jetzt weiter zu thun wäre. Jeder sagte seine Meinung, so gut er's gerade wußte, und wenn auch die Berathung mehr einer allgemeinen, oft sehr lauten und verworrenen Conversation, als etwa einer parlamentarischen Debatte ähnlich sah, man kam schließlich doch zu einem Resultate, gegen welches Niemand etwas einzuwenden hatte: Jeglicher Zwist und Friedensbruch sollte in Zukunft vermieden werden; jede Confession sollte deshalb ihren eigenen Weg gehen, jede ihre eigene Kirche und Gemeinde gründen; jede wollt's der andern von Herzen gönnen, daß sie baldmöglichst damit zu Stande käme; jede wollte lediglich in diesem Sinne gegen das befohlene Simultaneum demüthigst remonstriren, und vielmehr um Theilung des Collekten-Ertrages bitten.

So ward's beschlossen und beim Abschied nochmals von Allen durch gegenseitigen Händedruck bestätigt. Was aber noch besser ist, so ward's auch fortan gehalten; denn einzelne kleine Reibereien abgerechnet hat niemals wieder hernach ein Streit der Confessionen in Pfalzdorf statt gefunden.

Kap. 20.

Das Ziel wird erreicht.

Der Erzähler kann nun rasch zum Schlusse eilen, indem er nur noch etliche Data aus der Zeit bis zum vollendeten Kirchenbau beider Gemeinden in aller Kürze dem Leser vorführt.

Schon im nächsten Sommer erhielt die reformirte Gemeinde mit der Installirung ihres ersten Predigers einen geordneten Gottesdienst. Nächst Gott hatte sie diesen raschen Erfolg vorzüglich dem Herrn Geheimrath von Motzfeld zu danken. Nicht nur daß dieser in eigener Person mit der Königl. Regierung, in welcher er bei jezuweiliger Anwesenheit in Cleve Sitz und Stimme hatte, die Verhandlungen über die Collektenerträge führte, die endliche Abstellung des befohlenen Simultanei durchsetzte, und die Theilung „der in sämmtlichen Königl. Provintien durch Setzung der Becken kollectirten Gelder aequis partibus (d. h. zu gleichen Theilen) unter beyderseits Religionsverwandte“ bewirkte, sondern er war es auch, welcher theils durch eigene bedeutende Opfer,*)

*) Einiges Nähere hierüber siehe hinten in dem Anhange.

theils durch seine erfolgreichen Verwendungen in Holland, für ein Predigergehalt sorgte, und bis zur Herstellung eines provisorischen Kirchenlocales in der Scheune des erst 1760 vollendeten Pfarrhauses*) die Einrichtung einer einstweilen von einem Bauer gemietheten Scheune zu gottesdienstlichem Gebrauche veranlaßte. Die Collekten-Erträge konnten daher nach Abzug eines Theiles für den Pastoratbau unverkürzt für den späteren Kirchbau reservirt und rentbar angelegt werden.

Außer Herrn von Motzfeld nahm sich vorzüglich auch die reformirte Clevische Classis der jungen Gemeinde an. Sie hatte schon seit 1749 deren Collektanten mit dringenden Empfehlungsschreiben an reformirte Synoden des Auslands**) entsandt, hatte am 30. Novbr. 1750 auf das Drängen des Herrn von Motzfeld die Concession zur Predigerwahl beantragt und alsbald erhalten, hatte freundlich in die Bedingung gewilligt, daß für dieses eine Mal der Gewählte sich vorab den holländischen Synoden präsentirte, und von ihnen bestätigt

*) Bis dahin wohnte der Prediger auswärts:
Der erste (1751—55) in Goch.
Der zweite (1755—60) in Moyland.
Der dritte (1760—67) für die ersten Monate noch in Uedem.

**) Z. B. in die reformirten Schweizer Kantone, wo der Schullehrer Valentin Conrad nebst Joh. Philipp Moog im Jahre 1750 die Sammlung abhielt, aber wie es scheint mit geringem Erfolge, wenigstens sagt ein Brief des Herrn von Motzfeld vom 20. October 1750 „daß es mit deren Collecte in der Schweitz gar schlecht abgegangen und nur ein geringes eingesamblet sey." Der arme Conrad scheint überall Unglück gehabt zu haben.

würde; sie führte demnächst diesen ersten Prediger von Pfalzdorf Johann Wilhelm Francken am 20. Juni 1751 feierlich in sein Amt ein, gab ihm ein kirchenordnungsmäßiges Consistorium zur Seite, und sorgte für alsbaldige Einordnung der neuen Gemeinde in die Classis Clivensis, deren nächstem Convente zu Cleve vom 11. bis 14. April 1752 die Vertreter von Pfalzdorf bereits beiwohnten.

Nicht minder widmete die Königl. Regierung zu Cleve der jungen Gemeinde eine unausgesetzte Fürsorge. Eine lange Reihe von Jahren hindurch schenkte sie derselben jährlich ex aerario ecclesiastico je 150 Thlr., von denen in der Regel 100 Thlr. für den Pfarrfonds und 50 Thlr. für den Lehrerfonds bestimmt waren. Desgleichen vermittelte sie es, daß von Sr. Majestät dem Könige unter dem 12. Februar 1765 der reformirten sowohl als der lutherischen Gemeinde zu Pfalzdorf je 10 holl. Morgen Heideland für den Pfarrer, und 6 Morgen für den Lehrer geschenkt wurden, mit der Bestimmung, daß die Gemeinden ihrerseits für die Urbarmachung unentgeltlich zu sorgen hätten. Wenn man nun vollends erwägt, daß die Collekten im In- und Auslande, deren jeder der vier ersten Prediger wenigstens eine abgehalten hat, trotz der damaligen schweren Zeiten verhältnißmäßig sehr reichliche Erträge hatten*), so muß

*) Die erste zu Anfang des Jahres 1752 von Prediger Francken in Frankfurt a./M. und Umgegend gehaltene Collekte hatte einen Reinertrag von 700 Thlr.;
Die zweite, 1756 von Prediger Schöller gehaltene, hatte ebenfalls guten Erfolg, ihr genauer Ertrag ist aber nicht mehr bekannt;

man gestehen, der Glaube jener ersten Emigranten, welcher in den Zeiten der dunkelsten Trübsal an der Verheißung des Herrn Marc. 10, 29—30 sich aufrichtete, ist wahrlich nicht zu Schanden geworden, der Herr hat vielmehr denselben aller Orten Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Freunde und Pfleger erweckt, welche für die Erfüllung seiner Verheißung freudig eintraten. Aber auch gerade so, wie es jene 7 Männer bei der ersten Untersuchung der Heide am 3. August 1741 gelobt hatten, daß an derselben Stelle, welche durch ihren althergebrachten Namen „Pfalz" ihnen ein Bethel geworden war, dermaleinst das Haus des Herrn stehen sollte, ist es wirklich geschehen. Die reformirte sowohl als die lutherische Kirche stehen noch heute wie zwei Denkmale der Güte und Treue Gottes unmittelbar jener alten „Pfalz" gegenüber, welche gegenwärtig theils noch den damals schon ebenfalls gebräuchlichen Namen „Kuhplaggen", theils den Namen „Maulbeerkamp" (nach einer dort versuchsweise einmal angelegten Maulbeerplantage) führt.

Aber eine beschämende Mahnung an die mancherlei Versündigung, zu welcher eben die Kirchengründung den Anlaß gegeben hatte, ist den damaligen Pfalzdorfern doch nicht erspart worden. Trotz aller Theilnahme, die ihnen so reichlich geschenkt ward, haben sie

---

Die dritte 1760 von Prediger Janssen und zwar in Holland gesammelte Collekte genügte zur Herstellung eines neuen Schulhauses und zur Bezahlung des Pastoratbaus;

Die vierte Collekte, zu welcher 1768 der Prediger Otterbein „in der Furcht des Herrn in die 7 Provinzen verreiste", brachte in 5 Monaten beinah 4000 holl. Gulden ein.

24 Jahre lang mit einer bloßen Scheune für ihre Gottesdienste sich behelfen müssen. Zehn ganze Jahre hat die reformirte Kirche im Mauerwerk fertig dagestanden, ehe sie vollendet werden konnte, und der erste Gottesdienst, der in ihr gehalten wurde, war ein Trauergottesdienst, bei welchem viele Thränen flossen. Als nämlich im Jahre 1772 der Nachfolger Otterbein's, der jugendliche Prediger Carl Heinrich Busch nach einjähriger Amtsverwaltung starb, war die Kirche endlich so weit vollendet, daß die Leiche in dem Kirchenkeller beigesetzt, und die Leichenpredigt in der Kirche gehalten werden konnte. Der zweite Gottesdienst dagegen, welcher am 20. December desselben Jahres in der noch unvollendeten Kirche statt fand, war ein rechtes Freudenfest. An diesem Tage nämlich ward der zum zweiten Male nach Pfalzdorf berufene Prediger J. W. Janssen eingeführt, welcher bei dieser Gelegenheit in einer Predigt über Ps. 100 die vorläufige Einweihung der Kirche vollzog. Ein Protokoll darüber sagt: „Es war eine ansehnliche Versammlung und die Handlung ganz rührend; „man hatte nur Bretter auf Stühle gelegt, damit die „Leute sitzen konnten. Der allgenugsame Gott, welcher „bisher geholfen, wolle weiter die Gemeinde stiften, und „Segen zum völligen Bau derselben verleihen!" — Nachdem sodann Prediger Janssen im Jahre 1773 noch zwei Collektenreisen gemacht hatte, deren erste reichlich 1000 fl. eintrug, ward der innere Ausbau der Kirche endlich vollendet, und dieselbe **am 1. October 1775** „nach Anleitung des auf dem Kirchensiegel bereits bei Gründung der Gemeine gestochene Motto: **Die Wüste wird zum Acker werden!** (Jesai. 32, 15) näher eingesegnet."

Noch etwas länger dauerte es, bis auch die lutherischen Pfalzdorfer ihr Ziel vollständig erreichten. Denn ihre Zahl war weit geringer als die der Reformirten, und außer den Pfarrern Bartels und Sybel zu Cleve nahm sich anfangs kaum Jemand ihrer Sache hülfreich an. Zweimal machte der Pastor Sybel Behufs Vergrößerung der Gemeinde den Versuch, ein Areal der Heide von 600 holl. Morgen anzukaufen, auf welchem er aus eigenen Mitteln um den Preis von 20,000 Thlr. 30 neue Colonate einzurichten versprach, die er dann mit neu herangezogenen lutherischen Pfälzerfamilien besetzt haben würde, doch scheiterte dieser Plan vollständig, theils an dem Widerstande der Königl. Regierung (ein Marginalbericht des Präsidenten sagte: „der Priester will damit wuchern"), theils an dem Umstande, daß überhaupt nicht mehr so viel Heidegrund zur Disposition stand. So ging's denn nur langsam vorwärts mit der lutherischen Gemeinde. Zwar empfing sie schon 1752 durch die Berufung des Candidaten Joh. Phil. Wetterbauer die Wohlthat eines regelmäßigen Gottesdienstes, aber wegen noch unzureichenden Pfarrfonds konnte derselbe erst am 11. Mai 1755 zum eigentlichen Pfarramte ordinirt werden, und mußte auch dann noch in Ermanglung eines Pfarrhauses, zu welchem erst 1759 ein Bauernhaus angekauft ward, bei einem Colonisten (gegenüber der Aspern'schen Mühle) zur Miethe wohnen. Als Kirche diente die Scheune des Schulhauses der Gemeinde (der ursprünglichen Wohnung des Adam Hoch). Als Lehrer fungirte noch freiwillig Johannes Seemann, bis es im Jahre 1755 möglich ward, auch einen Schulmeister (Philipp Morlang) förmlich anzustellen.

Dagegen rückte der gehoffte Kirchbau in immer weitere Ferne, bis endlich im Jahre 1770 durch Gottes Güte auch den lutherischen Pfalzdörfern ein eben so umsichtiger als eifriger Gönner und Helfer, der Landgerichts-Assessor Rittmeier in Cleve, zur Seite trat. Diesem gelang es, „mit allem Eifer bei Hofe eine nochmalige Generalcollekte in allen Königlichen Landen" — (Cabinets-Ordre vom 3. August 1773) — zu erwirken. So ward es endlich möglich, daß am 29. August 1776 der Grundstein zur Kirche gelegt werden konnte. „Diese Feyerlichkeit verrichtete auf besonderes Ersuchen der Hochedle Magistrat zu Goch, als Grundherren, nachdem zuvor Herr Prediger Schlitte*) auf dem Platze vor einer zahlreichen Versammlung über Hosea 2, 14 eine Rede gehalten hatte."

Als die Baukasse erschöpft, die Kirche aber noch nicht fertig war, wurde 1778 nochmals eine Collekte bewilligt, bei deren Einsammlung namentlich wieder Phil. Hans sehr gute Dienste that. So konnte denn die endlich vollendete Kirche am 24. October 1779 von dem lutherischen Pfarrer Christoph Friedrich Hesse aus Cleve feierlich eingeweiht werden. Ein über die Festfeier noch vorhandener Bericht aus jener Zeit sagt Folgendes:

„Dieser Feyerlichkeit beizuwohnen, hatte sich eine sehr zahlreiche Menge aus den benachbarten Orten eingefunden. Es versammlete sich an dem Tage die Jugend der Gemeine mit Kränzen und Blumen geschmückt, nebst den Vorstehern und den gegenwärtigen Predigern in der alten Kirche, aus welcher der Zug paarweise

*) Der Nachfolger des schon 1759 gestorbenen Pastor Wetterbauer.

unter Absingung des Verses: Unsern Ausgang segne Gott 2c. 2c. in die neue Kirche gieng, wo die Vorsteher die aus der alten Kirche mitgenommenen Kirchengefäße auf dem Tische hinstelleten. Der Gottesdienst wurde nun mit Absingung des Liedes: Allein Gott in der Höh sei Ehr 2c. 2c. angefangen, worauf Herr Prediger Schlitte ein Gebet verrichtete, und die Worte Salomons aus 1. Könige 8, 28 ff. herlas; darauf von der Jugend allein das Lied: Nun jauchzt dem Herren alle Welt 2c. 2c. von der Gemeine aber: Ich singe Dir mit Herz und Mund 2c. 2c. wechselsweise angestimmt, nach der Predigt aber mit dem Lobliede: Nun danket Alle Gott! und einer Musik beschlossen." -

Der trefflichen Weihepredigt des Pfarrers Hesse über Ps. 100, deren Einleitung von der Erzählung „Jacob zu Bethel" ausging, entnehmen wir schließlich — für unsere Pfälzer Leser — diejenige Stelle, welche durch einen kurzen Rückblick auf die Geschichte Pfalzdorfs an die heilige Pflicht des Dankes mahnt:

„Ihr seyd aber, Geliebteste, heute dem Herrn noch einen besonderen Dank schuldig. Könnt ihr wohl dies Haus ansehen, ohne von dem stärksten Gefühl der Dankbarkeit hingerissen zu werden? ohne Freudenthränen zu Gott hinauf zu weinen? Hier, wo vor etwa vierzig Jahren nichts als eine unfruchtbare Wüste war, wo noch kein Lob Gottes von vernünftigen Geschöpfen gehört wurde, hier stehen nun zwey evangelische Gotteshäuser da! Hier stehet ihr heute in eurem neuerbauten Tempel vor dem Herrn. Gehet doch nun ein wenig in die vorigen Zeiten zurück, und erwäget die sonderbaren gnädigen Führungen aufmerksam, welche der Herr an euch bis

auf diesen Tag bewiesen hat. Er nahm euch oder doch eure Väter aus einem fremden Lande und setzte euch an diesen Ort, wo er euch hat wurzeln lassen, daß ihr nun Häuser, Vieh und Aecker besitzet, und man von dieser Heide mit Recht sagen kann: Die Wüste ist zum Acker worden, das Gefilde, wie ein Garten des Herrn. Der Herr hat in aller Absicht jene Verheißung beim Jerem. 32, 41 auch an euch wahr werden lassen: Ich will sie in diesem Lande pflanzen treulich von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Gott neigte das Herz unsers großen Monarchen mit landesväterlicher Huld zu euch, daß ihr nicht nur mit vielen leiblichen Freyheiten und Vorzügen, sondern was noch schätzbarer ist, mit der Freyheit des öffentlichen Gottesdienstes begnadigt wurdet. Kirche, Schule, Lehrer und Unterhalt eines Lehrers wurde euch aus Königl. Huld theils bestimmt, theils wirklich geschenkt, oder doch zum Theil angewiesen. Ihr bekamt, da ihr anfänglich durch benachbarte Prediger blos zu gewissen Zeiten mit den Gnadenmitteln bedienet worden, im Jahr 1755 an dem sel. Wetterbauer, dessen Andenken euch unvergeßlich bleiben müsse, euren ersten ordentlichen Lehrer; und erlebet nun in demjenigen, der euch noch weidet, und dessen Jahre der Höchste vermehren wolle, den zweiten. Nur mit dem Bau einer Kirche waret ihr so glücklich nicht. Unangenehme Hindernisse, und vielleicht auch euer eigenes unkluges Betragen setzten euch außer Stand, von der erlangten Königl. Huld den gehörigen Gebrauch zu machen, und nöthigten euch, 24 Jahre lang an jenem höchst unbequemen Ort, den wir soeben mit Gesang verlassen haben, euren Gottesdienst zu halten. Gleichwohl

würden Millionen unserer Glaubensbrüder in fremden Ländern sich glücklich schätzen, wenn sie nur in Scheunen und Winkeln, ohne Furcht und Gewissenszwang den Herrn anbeten dürften. Ihr waret indeß wie rathlos und verlassen, weil es euch an Kräften zu einem solchen Bau gebrach; Gott aber führte euch einen Mann zu, durch dessen vernünftige und sparsame Einrichtung, so wie durch seinen unverdrossenen Eifer endlich dies heilsame Werk glücklich zu Stande gebracht ist. Zwar konnte dies neue Gotteshaus nicht ohne viele Sorgen und ohne eine mühsame Einsammlung einheimischer sowohl als auswärtiger Liebesgaben erbauet werden, aber es stehet doch nunmehr in seiner Vollkommenheit da, schöner und zierlicher, als ihr es vielleicht nach euren dürftigen Umständen hoffen konntet. Ihr habt eine Kirche, deren geschmackvolle Einrichtung eben so sehr von der Geschicklichkeit ihres Baumeisters zeuget, als sie seinem ganz uneigennützigen Betragen dabey Ehre macht. Vergleicht nun dies neue Gotteshaus mit dem vorigen, wo ihr allem Ungemache des Winters und hundert anderen Unbequemlichkeiten ausgesetzt waret, und erkennet in dieser so glücklichen Veränderung eine große und unverdiente Wohlthat Gottes, die werth ist, daß sie von euch mit freudigem Dank empfunden werde. Lasset aber auch euren Dank heute vor dem Herrn offenbar werden. Jauchzet ihm mit fröhlichem Munde; stimmet ihm zu Ehren heilige Loblieder an; präget die Wohlthat, welche Gott euch heute erfahren läßt, euren Kindern tief ein, damit, wenn ihr nicht mehr hier seyd, eure Nachkommen noch die Hand Gottes bey den Umständen eurer Kirche mit demüthigem Danke

verehren, und wenn sie dieses Haus ansehen, mit gerührtem Herzen bekennen mögen: Das hat der Herr gethan! Könnten eure entschlafene Väter und Brüder, die nach diesem Hause so lange geseufzet, aber den Bau desselben nicht erlebet haben, anjetzt lebendig werden und unsichtbar unter euch wandeln, wie würden sie auf euch Acht haben, ob auch euer Dank der Größe dieser Wohlthat angemessen sei! Sehet denn wohl zu, daß euer Dank nicht ein leeres Gethöne des Mundes sey, sondern daß er aus euren gefühlvollen Herzen heute zum Throne Gottes hinaufsteige, und der Eindruck, den das heutige Fest auf euch machen soll, sich zu keiner Zeit aus euren Gemüthern verliehre. Ewig müsse der heutige 24. Tag des Oktobermonats euch und euren Nachkommen unvergeßlich bleiben!"

Also rief's vor 84 Jahren der Mund eines würdigen Dieners Gottes den Vätern unserer Pfälzer zu; mögen die Nachkommen, welche solches lesen, im Rückblicke auf jene Zeiten, deren Andenken dieses Buch erneuern wollte, aufrichtigen Herzens noch heute sprechen: Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht was Er dir Gutes gethan hat!

Anhang.

Für unsere Pfälzer Leser mögen hier zu dankbarer Erinnerung an Herrn von Motzfeld und dessen Frau einige Stellen aus dem Protokollbuche der reformirten Gemeinde einen Platz finden:

Gleich in dem allerersten Protokolle vom 18. Juli 1751 heißt es §. 4 also:

„Weilen auch der Herr Geheimbder-Rath von Motzfeld und dessen Gemahlin eine der vornehmsten ursachen sind, daß diese Gemeinde unter dem Beistande des Allwaltenden Gottes zu Stande gebracht und mit einem zeitlichen Prediger ist versehen worden: als hat man nöthig zu sein erachtet, denenselben nächst gehorsamster Danksagung vor die erwiesenen Liebesthaten den jetzigen erwünschten Zustand dieser durch ihre Vorsorge gestiffteten Gemeinde einzuberichten, mit Bitte, sie wollen fernerhin geruhen in ihrer väterlichen Geneigtheit fortzufahren, und diese Gemeinde mit ihren liebreichen Bezeigungen zu erfreuen."

In einem Protokolle vom December 1771 heißt es:

§. 3. „Der Prediger machte feierlich bekannt, wie daß der geh. Rath von Motzfeld Hochwohlgeboren den extractum testamenti übersandt habe, woraus man denn mit gerührter Seele und froher Dankbarkeit ersah, daß Ihre Hochwohlgeboren die Frau Gemahlin und bisherige besondere Wohlthäterin diese Gemeinde gantz wider alles Verdienst mit einem Kapital ad 12,000 holl. Gl. beschenkt habe, wovon 10,000 zum fonds des Gehaltes vor den Prediger, und 2000 zum fonds des Gehaltes vor den Schulmeister sollen geleget werden. Billig erkennt hier ein Jeder die besondere gutthätige Vorsorge Gottes vor

diese Gemeinde und erwecket sein Herz zur lebhaften Dankbarkeit gegen den großen Gott, damit der große Zweck dieser Wohlthat an allen Gemeindegliedern erreicht werde.

§. 4 berichtet, daß schon Schritte zu rentbarer Anlage dieses Kapitales geschehen sind.

Ferner in einem Protokolle vom 10. Januar 1779 wird berichtet:

„daß S. Hochwohlgeboren der Königl. Preußische geheime Regierungsrath von Motzfeld seliger Gedächtniß ad fabricam ecclesiae, Pastorat und Schulhauses und zum Unterhalt des Schulmeisters einige im Testamente bemerkte Grundstücke gütigst legatirt habe."

Endlich in einem Protokolle vom 20. Juli 1779:

„Die verwittwete Frau von Motzfeld hat Behufs des Baues einer neuen Schule 300 fl. Hl. geschenkt. Der große Vergelter der Werke der Liebe vergelte ihr dieses gute Werk mit den besten seiner Segnungen! O daß die Gemeinde nie vergäße solche unverdiente Wohlthaten mit dem ehrerbietigsten Danke zu beantworten! O daß sie sie stets in dem dankbarsten Andenken behielte! Herr laß unsere und unserer Nachkommen Seelen in deinem Worte leben, daß sie Dich loben!" —

Besondere Erwähnung verdient es noch, daß Herr von Motzfeld trotz aller seiner Wohlthaten niemals ein Patronatrecht beansprucht hat, wenn schon man ihm, so oft er gerade in Pfalzdorf war, Ehren und Rechte eines Patrones freiwillig zollte.